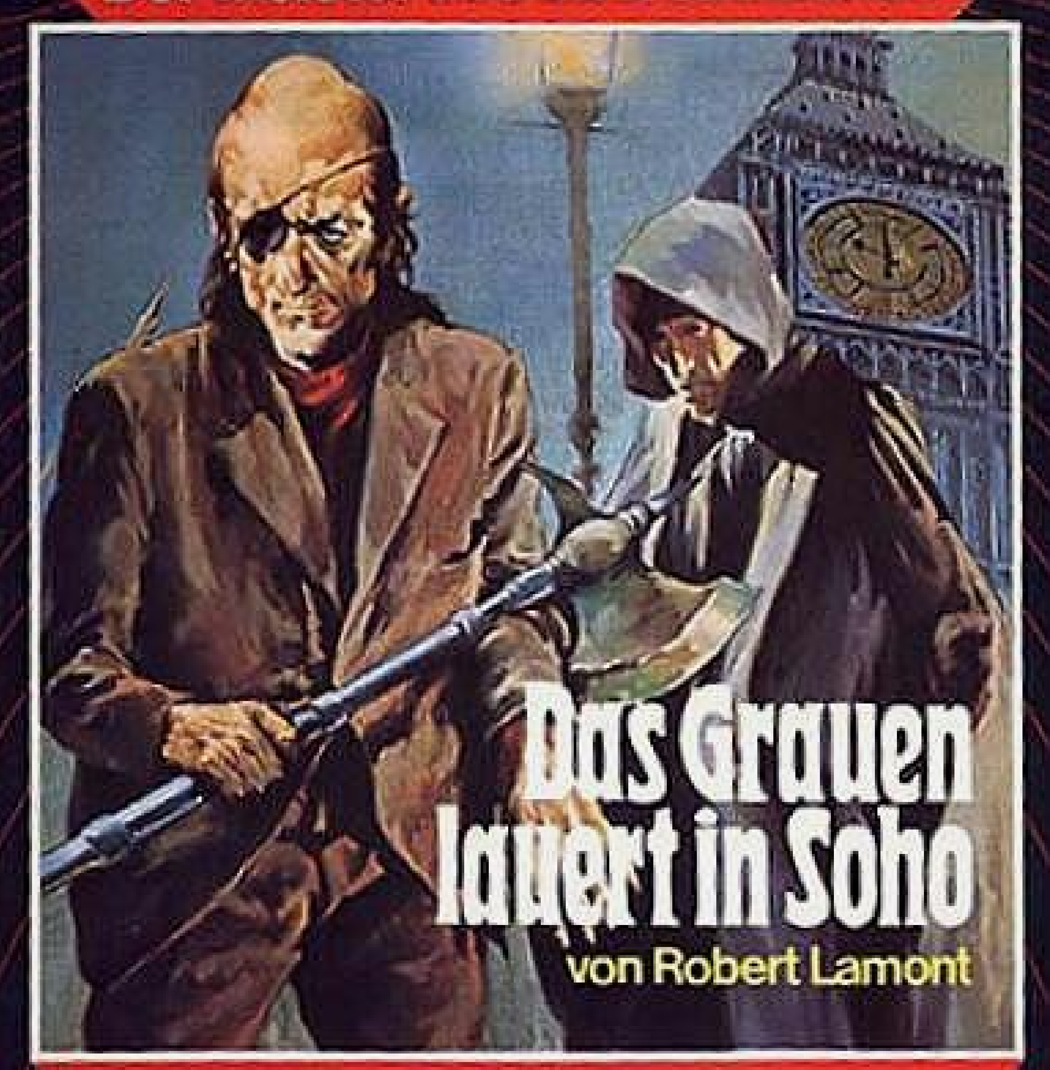
1,20 DM/Band 94

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen





Das Grauen lauert in Soho

Professor Zamorra Nr. 94

von Franc Helgath

erschienen am 24.01.1978

Das Grauen lauert in Soho

Haben Sie sich schon jemals einen Dämon gekauft?

Lassen Sie die Fänger davon! Ein Pendel schlägt immer wieder zurück. Wie bei Hark Marner. Er dachte auch, das große Los gezogen zu haben und hatte sich trotzdem nur einen Freiplatz In der Hölle gesichert.

Ais die alten Götterdämonen von Kochinchlna auferstanden, war er nur ein kleines Licht. Sein Licht brannte nicht lange, denn Hark Marner wurde von brachialen Urgewalten zermalmt.

Es halfen ihm weder Mord noch Totschlag. Und letzten Endes verließen ihn auch die Geister, die er gerufen hatte.

Denn Gespenster und Dämonen wurden noch gebraucht. Für den Endkampf gegen Professor Zamorra.

Satans Fünfte Kolonne formierte sich…

Wie ein ausgebleichter Lampion hing der Mond zwischen zerfaserten Wolkenbänken. Sein fahles Licht fiel herab auf Soho und versickerte in den engen Gassen zwischen alten Häusern. Auf dem Kopfsteinpflaster glänzte die Nässe. Der Regenguß vom Abend hatte die Tageshitze nicht ganz aus den düsteren Häuserzeilen spülen können. Dampf stieg aus den Gullys neben den verdreckten Trottoirs.

Schrill zerriß der Schrei einer streunenden Katze die mitternächtliche Stille und ließ die drei Männer zusammenfahren. Unwillkürlich verlangsamten sie ihre Schritte.

»Los! Weiter!« bellte Hark Marner heiser. »Dieses verdammte Loch muß gleich um die nächste Ecke liegen. Du hast doch das Geld, Smitty?«

»Hm. Ja«, antwortete der kleinwüchsige, fuchsgesichtige Ganove. »Aber glaubst du wirklich, daß es gut ist, was wir da machen? Und wenn uns der Kerl anschmiert?«

»Er hat gesagt, er könne es uns beweisen, daß seine Ware etwas taugt. Und das sehen wir uns jetzt an. Wenn sie etwas taugt, dann kaufen wir auch.« Smitty schwieg einen Augenblick und vergrub die geballten Fäuste noch ein wenig tiefer in die Taschen seiner abgewetzten Lederjacke. Dann blieb er stehen.

»Aber trotzdem, Hark. Verrückt ist das schon, was wir da machen. Hab' noch nie gehört, daß einer einen bösen Geist gekauft hat…«

»Halt die Klappe, Smitty!« sagte der hochgewachsene Hark Marner grob. Er hatte sein knochiges Kinn an die Brust gesenkt. »Noch ist nichts entschieden. Wir sehen uns die Geschichte in aller Ruhe an, und dann können wir immer noch aussteigen. Aber wenn auch nur die Hälfte von dem stimmt, was dieser Kanake mir getrichtert hat, dann sind wir alle drei gemachte Leute. Das sag' ich euch.«

»Ich glaube, hier müßte es sein«, meinte der dritte und schaute die verrußten Backsteinmauern entlang.

Hausnummern suchte Jerry Winter vergeblich. Hinter keiner der dunklen Fensterhöhlungen brannte Licht. Aber er wußte, daß ihr Ziel im vierten Haus an der rechten Seite dieser Straße liegen sollte. Jetzt standen sie davor.

Hark Marner, der Kopf der drei Ganoven, wußte nicht, warum er plötzlich fröstelte. Da war so ein seltsames Ziehen im Nacken, das er sich nicht erklären konnte. Keiner konnte ihm nachsagen, er hätte zu den ängstlichen Naturen gehört, und trotzdem stieg mit einem Male Panik in ihm hoch. Er unterdrückte dieses Gefühl und schalt sich einen Narren. Er konnte ziemlich hart auch gegen sich selbst sein. Vor allem wollte er all seine Gedanken beisammen haben, wenn er auf diesen Kanaken traf.

Er erinnerte sich noch sehr gut an ihre erste zufällige Zusammenkunft.

War sie wirklich so zufällig gewesen?

Der Malaye saß in einer Kneipe nahe der Docks und hatte eine Buddel Rum vor sich stehen. Er winkte dem rotbärtigen Hark Marner zu sich an den Tisch und musterte ihn von oben bis unten mit brennenden Blicken. Die niedrige Stirn war krausgezogen.

»Du bist es«, sagte der Kerl mit einer tiefen gutturalen Stimme, die an die Weite der Ozeane, an exotische Länder und unbekannte Orte erinnerte. Sie klang ungeheuer fremdländisch, diese Stimme, obwohl Hark Marner kaum einen Dialekt feststellen konnte. Der Eindruck, den er von ihr hatte, mußte vom Timbre dieser Töne stammen.

Einem inneren Zwang gehorchend setzte sich Marner auf den zurechtgezogenen Stuhl. Er trank auch aus der Flasche, die sein Gastgeber ihm reichte. Heiß und ätzend rann das braune Gesöff die Kehle hinunter und wärmte den Magen in dieser kalten Nacht.

»Was bin ich?« hörte Hark Marner sich nach einer endlos scheinenden Pause schließlich sagen. »Was willst du von mir?«

An und für sich drängte es ihn, wieder aufzustehen und diesen Kanaken einfach sitzenzulassen, denn es war nicht gut, wenn ein Weißer sich von einem Farbigen einladen ließ. Man stand sofort in einem üblen Ruf, wenn man sich mit Schwarzen abgab. Trotzdem stand Hark Marner nicht auf. Seine Neugierde war einmal geweckt und wollte zufriedengestellt werden.

Der Mann tat, als hätte er Marners Fragen nicht gehört. Er grinste nur und zeigte dabei kräftige weiße Zähne. Sein Bartwuchs war unregelmäßig. Wie winzige Lichtungen standen offene Hautstellen im dunkelgekräuselten Gestrüpp, das das Kinn und die Wangen bis hoch zu den Ohren bedeckte.

»Man nennt mich Kurulu«, sagte der Mann leise und behielt sein Grinsen bei. »Ich komme von sehr weit her.«

»Das sehe ich«, knurrte Hark Marner. »In Westend bist du nicht aufgewachsen.«

Der Kerl legte seine muskulöse und dennoch zartgliedrige Hand auf die von Marner. Der Gauner aus Soho ließ es geschehen. Die Berührung war nicht unangenehm. Er fühlte ein warmes Vibrieren, einen Strom, der von der Hand dieses »Wilden« auf ihn überzufließen schien. Plötzlich waren ihm all die anderen Männer in der Kneipe egal. Er achtete nicht mehr auf sie. Seine Neugier darauf, was der Kanake ihm sagen wollte, stieg.

»Du siehst aus wie einer, der weiß was er will«, meinte Kurulu und entblößte wieder sein makelloses Gebiß. Seine Zähne schimmerten wie Perlmutt, obwohl es düster in der Kaschemme war.

Marner regte sich nicht. Er stritt die Feststellung Kurulus auch nicht ab. Er war schon ein seltsamer Kauz, dieser Fremde. So einem Mann war Hark Marner noch nie begegnet, und er hatte beim Teufel schon

in eine Unmenge von Visagen geschaut.

»Ich habe etwas für dich«, fuhr Kurulu mit gesenkter Stimme fort. »Es wird dich unsagbar reich machen…«

Er sah Marner lauernd an dabei. Dem Londoner Ganoven wurde es ungemütlich unter diesem forschenden Blick. Wenn dieses angenehme Prickeln auf seiner Haut nicht gewesen, er wäre jetzt aufgestanden und fortgelaufen.

»Stoff?« fragte er desinteressiert. »Ich bin kein Dealer. Mit Drogen will ich nichts zu tun haben, ’s ist ein dreckiges Geschäft. Ein anständiger Gauner läßt die Finger davon.«

»Wer spricht von Rauschgift?« meinte Kurulu. »Ich habe etwas viel Besseres.« Er legte eine kurze Kunstpause ein, um die Spannung noch zu steigern. Dann beugte er sich weit über den Tisch zum Weißen hinüber. Seine Stimme war nur mehr ein gehauchtes Raunen.

»Ich handle mit Geistern und Dämonen…«

Hark Marner wollte laut auflachen, doch der Befehl seines Gehirns drang nicht bis zu seinen Stimmbändern. Das Lachen blieb ihm in der Kehle stecken. Der Unterkiefer blieb nach unten geklappt, und Hark Marner brachte nicht einen einzigen Ton heraus. Irgend ein Gefühl ganz tief in seinem Inneren sagte ihm, daß dieser Kanake keinen Unsinn quasselte.

»Du kennst doch die Geschichte mit dem Geist in der Flasche!« fuhr Kurulu eindringlich fort. »Jeder Seemann kennt sie. Du warst doch auch mal einer, nicht wahr?«

»Märchen!« knurrte Hark Marner endlich. »Das sind doch alles Märchen. Erfundene Geschichten, Seemannsgarn.«

»Sicher«, räumte der braunhäutige Mann ein. »Aber schon viele Geschichten galten als erfunden, bis sich später herausstellte, daß doch etwas Wahres an ihnen war. Mit meinem Handel ist es ebenso. Ich verkaufe Dämonen und Macht und Reichtum.«

»Du bist ein verdammter Kanake und ein noch verdammterer Betrüger«, brauste Hark Marner da auf. Die anderen Gäste in der Hafenkneipe wurden schon aufmerksam. Rasch zog Marner seine Hand unter der Kurulus hervor.

»Ich beweise dir das Gegenteil«, behauptete Kurulu ruhig. »Bring tausend Pfund mit, und wir treffen uns in einer Woche.«

Dann nannte der Mann noch den Treffpunkt, vor dem sie jetzt standen. Smitty und Jerry hatten Hark Marner natürlich für total verrückt erklärt, als er ihnen von Kurulu und seinem »Geschäft« erzählt hatte. Doch dann war es Jerry und Smitty genauso ergangen wie ihm auch: Sie waren neugierig geworden.

Und deshalb standen sie jetzt vor einer schmalen Treppe, die offenbar in das Souterrain eines Hauses im verschwiegensten Teil Sohos führte.

***

Hark Marner zögerte noch einen Augenblick, bevor er seinen Fuß auf den ersten Treppenabsatz setzte. Natürlich hatten sie darüber gesprochen, daß sie in eine Falle gelockt werden könnten.

Doch der Kerl konnte schließlich nicht wissen, ob sie auch wirklich das Geld bei sich hatten, und zweitens waren sie alle drei bewaffnet. Sie würden ihm Saures geben, wenn er sie aufs Kreuz legen wollte. Jeder einzelne der drei Hafengauner konnte sehr gut auf sich aufpassen, wenn es darauf ankam.

Marner wagte auch die nächsten Schritte. Er wollte gegen die windschief in den Angeln hängende Tür klopfen, doch er kam nicht mehr dazu. Sie schwang von selbst auf. Lautlos. Keine Menschenseele war zu sehen.

Marner wunderte sich nicht mehr. Er weigerte sich einfach. Es war eben doch etwas dran an diesem Handel. In den letzten Stunden war er sich in diesem Punkt immer sicherer geworden.

»Hier bin ich«, sagte die Stimme des Mannes aus der Südsee aus der Dunkelheit. Hark Marner zuckte zusammen, als eine warme Hand ihn berührte. Er erkannte Kurulus Hand wieder. »Aber du bist nicht allein, Hark Marner. Das ist gegen unsere Abmachungen. Was sollen die beiden anderen Männer hier?«

»Ich bin kein Krösus«, antwortete Marner schnell. »Woher sollte ich innerhalb einer Woche tausend Pfund auftreiben? Wir haben eben zusammengelegt. Smitty und Jerry sind meine Partner. Ich habe sie beteiligt. Aber willst du nicht endlich Licht machen? Unsere Zeigefinger werden bereits nervös.«

»Ihr braucht keine primitiven Schußwaffen mehr«, meinte Kurulu aus der Dunkelheit. »Außerdem macht es mir nichts aus, wenn ihr zu dritt seid. Ich schließe nur noch hinter euch ab. Dann mache ich Licht.«

»Du willst wohl nicht, daß dir die Geister abhauen«, wagte Marner einen dummen Scherz. Der Malaye antwortete nicht. Er schloß die Tür wieder, ohne daß die Männer bemerkt hätten, daß eine Hand sie berührte.

Dieses Phänomen schreckte die Männer nicht weiter. Es konnte elektrotechnische Ursachen haben.

Dann wurde es vor ihnen heller. Allmählich nur. Wie im Kino, wenn die Vorstellung zu Ende ist und die Zuschauer aufstehen, um den Saal zu verlassen. Doch es war kein warmes Licht, das ihnen entgegenschimmerte. Zwar war es gelblich, doch deutlich zeigte sich ein grüner Schimmer.

Hark Marner war einmal in Madam Toussauds Wachsfiguren-Kabinett gewesen. Dort hatten sie ein ähnliches Licht installiert. Und zwar in jenen Kammern, in denen Henker und Massenmörder ausgestellt waren.

Undeutlich zeichnete sich die Gestalt des Malayen in einem grünlichen Rechteck ab. In der Hafenkaschemme war Marner der Mann größer und wuchtiger vorgekommen. Er schien in der Zwischenzeit geschrumpft zu sein.

Hark Marner behielt diese Beobachtung bei sich, um seine Freunde nicht noch mehr zu verunsichern. Sie waren nervös. Er konnte Jerry Winters Schweiß riechen, als er neben ihn trat.

»Kommen Sie, meine Herren«, lockte der Kanake freundlich und winkte mit beiden Armen. Die drei Männer folgten der Aufforderung. Ganz geheuer war ihnen dabei nicht. Aber schließlich ist es auch ein Unterschied, ob man sich im Warenhaus eine Tube Zahnpasta kaufen will oder einen Dämon in Soho.

Kurulu ließ sie an sich vorbei. Wieder schimmerten seine Zähne in diesem unnatürlichen Weiß, das Hark Marner schon bei ihrem ersten Zusammentreffen aufgefallen war. Die Gebisse von Jerry und Smitty waren jedenfalls kaum auszumachen, wie Marner sich mit einem schnellen Seitenblick vergewisserte.

Er wollte weitergehen, doch mit einem Male meinte er, bis zu den Knien in einem zähen Brei zu stehen, der schmatzend an ihm saugte und ihn nicht vorwärtskommen ließ.

»Das ist nichts«, meinte der Kanake betont gleichgültig. »Nur eine Art Zauberschranke. Hier darf nur durch, wen ich einlasse. Und es kann gegen meinen Willen auch niemand mehr hinaus. Meine Geschäfte verlangen einige Absicherungen. Der Handel mit nichtstofflichen Existenzen unterliegt seinen eigenen Gesetzen. Sicher haben die Herren Verständnis dafür.«

Hark Marner kämpfte sich weiter. Hinter ihm fluchten Smitty und Jerry. Sie mußten diese komische Schranke ebenso überwinden.

Danach konnten die Männer frei ausschreiten. Sie erreichten den Raum, aus dem es ihnen so grünlich-gelb entgegenstrahlte. Als Hark Marner auf der Schwelle stehenblieb, prallten die Männer aufeinander.

Der Führer der drei hatte mal Bilder gesehen, auf denen das Innere asiatischer Tempel abgebildet war. Ein wenig erinnerte dieser Anblick an jene Fotos, und doch war alles ganz anders. Nur dieses »wie anders« konnte Hark Marner nicht beschreiben.

Der Raum vor ihm schien nach oben spitzgiebelig zu verlaufen, obwohl die baulichen Gegebenheiten eines heruntergekommenen Backsteinhauses das gar nicht zuließen. Klamme Kälte wie aus einer Gruft schlug ihm entgegen. Eine Gänsehaut rieselte über Arme und Rücken. Sein Herz schlug heftiger, und ihm war, als würde sich um seinen Hals eine unsichtbare glitschige Schlange winden. Das Atmen fiel ihm schwer. Lag das an der abgestandenen Luft, die nach Staub, nach Erde und ein wenig auch nach Verwesung roch?

Mit den Gegenständen, die im Raum lagerten, konnte Hark Marner

jedenfalls nichts anfangen, weil er ähnliches noch nie gesehen hatte.

Von der Decke hingen phosphoreszierende Wurzeln verschiedener Größe, die verzweifelt an zusammengeschrumpfte menschliche Körper erinnerten. Mit Augen, Mund und Nase, einem Gesichtsausdruck, als würden sie höchste Qualen erdulden. Schreine und Schränke standen aneinandergereiht an einer Wand. Manche waren einfache Holzkästen, andere sahen ungeheuer wertvoll aus.

Trotzdem verfiel Hark Marner nicht eine Sekunde lang auf den Gedanken, sich das, was ihm von Wert erschien, widerrechtlich anzueignen, obwohl er und seine Komplicen ansonsten einen sehr weitläufigen Eigentumsbegriff hatten: Was dein ist, ist auch mein. Was ich habe, geht dich nichts an.

Aber diese Gegenstände, all die Statuetten, Gefäße, altertümlichen Waffen und Opferschalen mit eingehämmerten magischen Symbolen flößten dem Unterweltler aus Soho Furcht ein, ließen ihn erschaudern. Schon bereute er, der Einladung überhaupt gefolgt zu sein. Doch er konnte nicht mehr kehrt machen. Er hätte seinen Freunden gegenüber das Gesicht verloren.

»Hier ist, was ich euch anzubieten habe«, riß Kurulus Stimme Hark Marner aus seinen Gedanken. Der Kanake griff nach einem Holzkästchen, dessen Seitenwände und Deckel mit fernöstlicher Intarsienarbeit gestaltet waren. Die verschlungenen Muster und Arabesken sagten Marner nichts.

»Das soll alles sein?« fragte er enttäuscht. »Ein bißchen wenig für tausend Pfund. Meinst du nicht auch, Kanake?«

»Es ist sehr viel«, antwortete Kurulu lächelnd. »Ungeheuer viel. Dieses Kästchen enthält Macht. Es enthält eine ungeheuere Kraft, die nur darauf wartet, für euch nützlich werden zu dürfen. Es ist das Gefängnis eines Dämons…«

»Kann man dieses Ding sehen?« wollte Smitty wissen und drängte sich neugierig näher.

Kurulu ging nicht darauf ein.

»Wir müssen eine kleine Zeremonie hinter uns bringen«, sagte er anstelle einer Antwort. »Der Dämon würde euch sonst zerstören. Streckt eure Hände aus.«

Die Männer gehorchten widerwillig.

»He, Mann!« schimpfte Hark Marner aufgebracht. »Was hast du mit dem Messer vor?«

»Nur einen kleinen Schnitt in den Daumenballen. Ich brauche von jedem von euch einige Tropfen Blut. Dann erkennt die Wesenheit eure Herrschaft an und wird eure Befehle befolgen. Nun seid doch keine Memmen!«

Kurulu hatte aus seinem langfallenden Seidengewand ein kleines Schälchen mit einem Tropfschnabel hervorgezogen. Er hielt es zuerst

unter Hark Marners Hand.
Der Schnitt war nicht tief und tat auch gar nicht weh. Blut perlte rot in das Schälchen. Jerry Winter und dem fuchsgesichtigen Smitty Lowdon zapfte der Malaye etwas weniger ab. Anschließend schüttete Kurulu das aufgefangene Blut in eine winzige trichterförmige Öffnung im Deckel der Schatulle.
Nichts geschah.
Hark Marner hatte zumindest erwartet, daß jetzt etwas Dampf aufzischen oder Blitze von der Ecke zucken würden. Aber so war er enttäuscht. Er machte auch kein Hehl aus seiner Enttäuschung.
»Und das soll alles gewesen sein?« fragte er verdrossen. »Du glaubst doch nicht im Ernst, daß wir für diesen Humbug auch nur einen Schilling ausgeben. Du hast sie wohl nicht alle!«
Kurulu zeigte sich unbeeindruckt. Er reichte das Kästchen an Hark Marner weiter.
»öffne die Schatulle nie!« warnte er. »Drücke sie nur an die Stirn, wenn du dem Dämon deine Befehle übermitteln willst.«
Hark Marner betrachtete das Kästchen, drehte und wendete es in seinen riesigen Händen.
»Was kann man damit machen?« fragte er, immer noch, zweifelnd. Seine Stimme zitterte etwas.
Kurulu lächelte breit.
»Alles, was schlecht ist. Alles, was böse ist, mein Freund. Du kannst nie mehr etwas Gutes tun…«
Das störte Hark Marner nicht weiter. Er hatte nicht vor, der Heilsarmee beizutreten.
»Und warum verkaufst du’s dann, wenn es angeblich so wertvoll ist?«
Kurulus Grinsen verstärkte sich noch mehr.
»Hast du schon jemals von einem Heroin-Großisten gehört, der sich seine Ware selbst spritzt? Drück doch endlich die Schatulle an deine Stirn. Dann wirst du keine Frage mehr haben.«
Hark Marner kam sich etwas dumm dabei vor und zögerte noch ein wenig. Unsicher schaute er Smitty und Jerry an und wartete deren zustimmendes Nicken ab. Dann hob er das Kästchen an die Stirn.
Er empfand die Berührung mit dem Holz wie einen dröhnenden Paukenschlag, der all seine Nerven vibrieren ließ. Marners Mimik nahm einen entrückten Ausdruck an, denn er sah und wußte plötzlich um Dinge, die er sich vorher nicht erträumen hatte können. Seine Phantasie war viel zu arm dafür gewesen. Es war, als hätte die Berührung mit der Schatuelle ihm das Tor zu einer neuen Welt aufgestoßen.
Es überkam ihn wie ein rauschhaftes Erlebnis von einer niegekannten Intensität. Plötzlich war er sicher, daß er alle Kraft in seinen Händen hielt, eine Kraft, die ihn zum Herrn über Zeit und Raum machte, zum

Herrscher über Leben und Tod…

Marner wußte nicht mehr, wie lange er die Schatulle so an seine Stirn gepreßt hielt. Wie ein Ertrinkender, der sich an einen vorübertreibenden Baumstamm klammert. Doch als er es endlich absetzte, sagte er:

»Los, Smitty! Worauf wartest du noch? Bezahle!«

Das war ein Befehl, der keinen Widerspruch duldete. Hark Marner hatte sich in diesen wenigen Sekunden von Grund auf geändert.

Er war vom Ungeist besessen…

***

Zwei Tage später berichteten sämtliche Zeitungen von einem mysteriösen Banküberfall. Obwohl sich in der Chelsea-Filiale der Barrel-Trust-Bank um die zehn Kunden und fast ebensoviele Angestellte aufgehalten hatten, gelang es bisher unbekannten Räubern, etwas mehr als 100 000 Pfund Sterling zu erbeuten.

Mysteriös war der Überfall vor allem deshalb, weil die Zeugen ausnahmslos aussagten, sämtliche Kassenschränke wären plötzlich leer gewesen. Nicht eine einzige größere Banknote wurde nachher noch aufgefunden.

Mrs. Deborah Kerr, die gerade ihre Rente vom Konto abgehoben hatte und eben am Bankschalter bedient wurde, sagte aus, das Geld wäre ihr von einer zur anderen Sekunde aus der Hand verschwunden, als hätte es sich in Nichts aufgelöst.

Doch so immens kurze Zeit konnte der Überfall wohl nicht gedauert haben. Miß Judy Pembroke, ein Bankkaufmannslehrling, schwor Stein auf Bein, sie hätte gesehen, wie der Minutenzeiger der elektrischen Normaluhr plötzlich um volle dreizehn Minuten vorwärtsgesprungen sei, Auch einige andere Zeugen bestätigten in ihren Verhören, mit ihren Armbanduhren sei Seltsames passiert.

Es kristallisierte sich als Ergebnis der kriminalpolizeilichen Ermittlungen heraus, die Bankbesucher und die Angestellten hätten eine Gedächtnislücke, die genau jene dreizehn Minuten umfaßte. Alles, was sich in dieser Zeitspanne ereignete, war in ihren Erinnerungen wie ausradiert.

Reporter und Kolumnisten stellten die waghalsigsten Vermutungen an, denen nur eines gemeinsam war: Sie zielten samt und sonders weit an der Wahrheit vorbei.

Den Beamten von Scotland Yard, die den Fall zu bearbeiten hatten, wuchsen innerhalb weniger Stunden graue Haare.

***

Die Fenster im Erdgeschoß von Glenmore Castle waren hell erleuchtet. Auf den Wegen zum Schloß waren eine Unzahl von Autos abgestellt. Niemand aus der Londoner Gesellschaft ließ es sich

entgehen, wenn Norna de Brainville zu einem Ball rief. Ihre Feste hatten es stets in sich.

Das heutige stand unter dem Motto »Makaber-Total«.

Durch Hallen und Salons bewegten sich Schlangenmenschen, Monster, Vampire und Werwölfe. Der Phantasie jedes einzelnen waren keinerlei Grenzen gesetzt; Es paßte ganz zur Herrin von Gienmore Castle, daß sie mitten im Jahr zu einem Maskenfest geladen hatte.

Professor Zamorra hatte sich ebenso wie Nicole Duval in einen giftgrünen Seidenmantel gehüllt und ihre Augen hinter Masken derselben Farbe verborgen. Ihre Gesichter waren so geschminkt, daß ihre Köpfe auf einige Entfernung als Totenschädel gelten konnten.

Zamorra hatte sich die Einladung aus einem ganz bestimmten Grund beschafft. Das Gerücht, Norna de Brainville wäre eine Hexe, war unausrottbar. Der Professor aus dem Tal der Loire wollte diesem Gerücht nachgehen. Als führender Parapsychologe der westlichen Hemisphäre war er dazu in der Lage. Bediente sich die Frau unsauberer magischer Praktiken, dann würde er das herausbekommen.

Noch hatte niemand die Schloßherrin zu Gesicht bekommen. Punkt 21 Uhr rollten als Malayen zurechtgemachte Diener einen Käfig herein. Erschrocken wichen die Gäste zur Seite, als sich penetranter Raubtiergeruch ausbreitete und die riesige Tigerin im Käfig wütend zu fauchen begann.

Ein herrliches Tier, ein Urbild wilder Kraft, lief geduckt im engen Käfig hin und her, schwang drohend mächtige Pranken und zeigte fürchterliche Reißzähne, die wie Elfenbein schimmerten.

Bernsteingelb glitzernde Augen schienen jeden im Saal zu fixieren.

Sie hatten einen fast menschlichen Ausdruck in sich. Diese Augen erinnerten an irgend etwas. Und wer Norna de Brainville näher kannte, erschrak bis ins Mark.

Denn er hätte schwören mögen, daß ihre Augen es waren, die aus diesem Tierschädel heraustarrten. Sie schienen amüsiert zu funkeln. Trotz der wütenden Gebärden, die der Tiger zeigte.

Aus den angrenzenden Salons strömten auch noch die letzten Gäste in den Festsaal. Niemand wollte sich das Schauspiel entgehen lassen.

Norna de Brainville galt als großartige Illusionistin. Sie hätte auf den großen Bühnen dieser Welt zu Hause sein können, wenn sie es nicht vorgezogen hätte, weitgehend auf Tourneen zu verzichten. Das tat sie nur ein paarmal im Jahr. Um in Übung zu bleiben, wie sie sich ausdrückte.

Selbst für die Fachwelt professioneller Zauberkünstler war diese Frau ein Phänomen. Noch keinem ihrer zahllosen Kollegen war es je gelungen, hinter einen ihrer spektakulären Haupttricks zu kommen. Deshalb gab es nicht wenige Bühnenmagier, die behaupteten, Norna

de Brainvilles Kunststücke wären mit technischen Mitteln, überhaupt nicht zu bewerkstelligen. Die Frau lächelte nur ihr rätselhaftes Lächeln, wenn man sie in Fachkreisen darauf ansprach. Sie gab keinerlei Erklärungen ab.

Auch Zamorra und Nicole standen in dem Kreis, der sich um den Käfig gebildet hatte. Ein heftiger Windstoß fuhr plötzlich durch den Ballsaal und ließ sämtliche fünfhundert Kerzen in den Kandelabern und Leuchtern verlöschen. Wie ein Eishauch rauschte es durch den Saal. Dabei waren Fenster und Türen geschlossen. Draußen über dem weiträumigen Park brütete die Augusthitze. Gäste rückten unwillkürlich näher zusammen, fremde Hände suchten und fanden sich. Manch einer glaubte, sein Pulsschlag müsse noch vom Nebenmann zu hören sein.

Im Raum war es dennoch nicht ganz dunkel geworden. Scheinwerfer strahlten, obwohl nirgendwo ein Scheinwerfer zu entdecken war. Ein Raunen ging durch die Menge. Selbst Zamorra konnte sich dem Bann dieser Stimmung nicht entziehen.

Dann ein Schrei!

Eine blauweiße Rauchwolke schoß aus dem Käfig, nebelte ihn ein, umwirbelte ihn wie ein Taifun und fiel urplötzlich wieder in sich zusammen. Die imaginären Scheinwerfer erloschen schlagartig, und in derselben Sekunde brannten die vielen hundert Kerzen wieder, warfen ihren weichen Schein auf das Unheimliche.

Der Käfig war verschwunden. An seiner Stelle stand ein goldener Thron, auf dessen schwellenden Polstern sich eine sündhaft schöne Frau räkelte.

Norna de Brainville…

Ihr flammendrotes Haar fiel in ungebändigten Locken auf fraulich runde Schultern hinab, umrahmten ein apartes ovales Gesicht mit schräggestellten Katzenaugen und einem tiefroten sinnlichen Mund. Die Frau lächelte leicht und war sich der Wirkung auf ihre Gäste vollkommen bewußt.

Sie erhob sich und stand wie eine Statue aus edlem Alabastermarmor. Ihr makelloser Körper war von einem Tigerfell bedeckt, das ihre langen, schlanken Beine und auch den Nabel freiließ, in dem ein taubeneigroßer Rubin funkelte.

Norna warf mit einer wilden Bewegung ihres rassigen Kopfes die Haare in den Nacken. Ihre gelben Bernsteinaugen blitzten über die atemlos stehende Menge.

Es dauerte Sekunden, bis die Überraschung, der Schock, sich in frenetischem, nicht enden wollenden Beifall entlud. Das Publikum raste. Norna hatte wieder einmal mehr öffentlich eine Probe ihres Könnens abgelegt.

Norna, die Illusionistin.

Oder Norna, die Hexe? Die Magierin? Die Frau, die mit dem Teufel im Bunde stand?

Die Gastgeberin schüttelte Hände, nahm eine Unmenge artigster Komplimente entgegen und konnte sich der Glückwünsche zu ihrem neuesten einzigartigen Trick kaum mehr erwehren.

Erst nach einer halben Stunde war die Begeisterung so weit abgeebbt, daß Norna de Brainville sich auch um jene Gäste kümmern konnte, die ihr besonders am Herzen lagen. Eine Band spielte, und Monstermasken drehten sich im Tanz. Champagner und Wein flossen in Strömen. Diener mit nackten Oberkörpern und Kabbalazeichen auf der Brust servierten Cocktails.

»Das Fest ist gelungen«, sagte Jake Brabham zu Norna.

Jake hatte sich als Phantom mit Fledermausumhang verkleidet. Seine blondgelockten Haare waren unter einer violetten, glatt anliegenden Kapuze verborgen, die bis unter die unwahrscheinlich blauen Augen reichte.

Norna hauchte dem Mann einen Kuß auf die Wange.

»So soll es auch sein, mein Lieber. Sie haben wieder etwas, worüber sie sich die nächsten Wochen die Mäuler zerreißen können.«

»Du warst phantastisch.«

»Natürlich war ich das. Ich kann es den Leuten nicht einmal verübeln, wenn sie mich für eine Hexe halten.«

Jake Brabham schmunzelte.

»Wie solltest du auch? Schließlich bist du eine.«

Norna de Brainville legte ihren Zeigefinger mit dem langen, violett gefärbten Nagel auf ihre vollen weinroten Lippen.

»Nicht so laut, Liebling. Professor Zamorra kommt auf uns zu.«

»Oh!«

Die beiden jungen Menschen wandten sich um. Norna de Brainville streckte dem Parapsychologen und Dämonenjäger aus Frankreich ihre Hand entgegen. Zamorra küßte sie galant.

»Ich bin beeindruckt, Miß Norna«, sagte er. »Ihre Show hat alle meine Erwartungen noch bei weitem übertroffen.«

»Aus Ihrem Mund wird dieses Kompliment besonders wertvoll«, antwortete die Illusionistin mit einem koketten Knicks.

Zamorra erwiderte ihr gewinnendes Lächeln nicht. Seine Miene zeigte, daß es ihm sehr ernst war. Zerstreut stellte er Nicole vor und ließ sich Jake Brabham, den Verlobten Norna de Brainvilles, vorstellen.

»Was haben Sie, Professor?« fragte die Illusionistin. »Sie sehen aus, als wollten Sie mir Vorwürfe machen.«

»Vielleicht sollte ich das wirklich«, antwortete Professor Zamorra. »Ich nenne nur ein Stichwort. Das Buch Chatelneau…«

Norna de Brainville wurde blaß unter ihrer dünnen Schicht aus

Schminke.

»Können wir unter vier Augen sprechen, Miß de Brainville?«

Die Illusionistin nickte. Sie sah aus wie eine ertappte Sünderin. Norna de Brainville nagte verlegen an ihrer Unterlippe.

»Kommen Sie bitte mit, Professor…«

***

Draußen in Shoreditch hauste Hark Marner in einer stillgelegten, ausgeräumten Fabrik. Nicht einmal die Hälfte der Fensterscheiben waren noch heil. Er hatte Wellpappe an die Stellen zerbrochenen Glases geschoben.

In einem kleineren, abgetrennten Raum stand ein alter Kohleofen, den Hark Marner sich von einem Schrottplatz geholt hatte. Kohlen und Holz klaute er je nach Bedarf vom Gelände eines benachbarten Brennstofflagers. Eine zerfledderte dreckige Matratze, ein wackeliger Tisch und zwei altersschwache Stühle komplettierten die karge Einrichtung. In einer Ecke lagen schmutzige Kleiderbündel, in der anderen stapelte sich Müll. Auf dem Tisch standen ein Spirituskoffer und ein Blechtopf, in dem er sich dann und wann Tee oder Kaffee aufgebrüht hatte.

Der Strom war schon längst abgeschaltet. Hark Marner mußte sich deshalb mit Haushaltskerzen behelfen.

Angeekelt warf er einen abschiednehmenden Blick in die Runde. Er hatte es nicht mehr notig, in einer Rattenbude wie dieser zu schlafen.

Mit hunderttausend Pfund in der Tasche.

Sollte er künftige Beuten wirklich teilen?

Hark Marner grinste niederträchtig in den blinden Spiegel über dem Brett, auf dem sein Rasierzeug lag. Das Glas gab sein rohes Gesicht nur verzerrt wieder.

Marner wußte, daß er nicht schön war. Die Mädchen waren nie auf ihn geflogen. Ab und zu hatte er eine betrunkene Schlampe abgeschleppt, sich eine Frau gekauft, wenn er gerade Geld hatte oder auch einmal in einem abgelegenen Bezirk, in einem Park, irgend eine Frau vergewaltigt. Diese Zeiten waren endgültig vorbei. Jetzt konnte er sich die tollsten Mädchen leisten.

Er griff in seinen schmuddeligen Trenchcoat und fühlte warm das Holz des Kästchens. Genüßlich, ja andächtig hob er die Schatulle an die Stirn. Sofort war der Kontakt da.

Seine verderbten Züge nahmen einen verklärten Ausdruck an.

Da war sie wieder, diese köstliche, einschmeichelnde Stimme, die ihm sagte, welch tüchtiger Kerl er doch eigentlich sei, daß man ihn zu Höherem berufen habe, daß niemand auf der Welt es ihm an Machtentfallung gleichtun könne.

Smitty und Jerry brauchte er nicht mehr. Sie waren nutzlos und

seinen künftigen Unternehmungen nur hinderlich. Hark habe nunmal das meiste Blut geopfert. Das müsse endlich honoriert werden.

Wir haben die Beute aber schon geteilt! richtete Hark Marner seine Gedanken an die Wesenheit im Kasten.

Es war ihm, als würde der Geist lachen. Noch deutlicher hörte er die Stimme des Dämons in seinem Innersten.

»Aber Meister! Was trauerst du ein paar schmutzigen Scheinen nach, wenn du mit meiner Hilfe die ganze Welt erobern kannst? Du wirst alles haben, was dir zu wünschen nur einfällt. Töte deine Freunde, und ich führe jeden deiner Befehle in jenem Augenblick aus, in dem er dir in den Sinn gekommen ist.«

»Jetzt gleich?« fragte Hark Marner mit plötzlich erwachtem Interesse.

»Leider nicht, Meister. Ich bin noch nicht kräftig genug. All diese Leute in der Bank für Minuten erstarren zu lassen, hat an meiner Substanz gezehrt. Doch du wolltest, daß ich sie erstarren lasse, und ich habe gehorcht, Meister. Aber nun muß ich wieder Kräfte sammeln. Du solltest mir dabei helfen, Herr.«

»Wie könnte ich das?«

»Du weißt doch, wie ich wieder stark werde. Meine Nahrung ist das Laster, ist das Böse schlechthin, ist die Verworfenheit. Die Morde an deinen Freunden würden mir sehr helfen. Dann kann ich auch wieder etwas für dich tun.«

»Ich habe bisher noch nie einen umgebracht«, murmelte Hark Marner.

Wieder dieses Gelächter, das in seinem Schädel widerhallte.

»Alles hat seinen Anfang. Du wirst die Macht, die ich dir geben kann, doch nicht mit diesen beiden Hohlköpfen teilen. Es wäre nur zu deinem Schaden. Vielleicht haben die beiden anderen schon längst beschlossen, dich umzubringen!«

»So schnell kann ich mich nicht entscheiden.«

»Gut. So warte ab, bis sie kommen, um dich zu töten. Jeder von euch dreien hat mich schon einmal an seiner Stirn gehabt, und ich habe jeden von euch wissen lassen, daß er die anderen beiden beseitigen soll. Jedem von euch habe ich die absolute Macht über mich versprochen.«

»Das ist nicht wahr!« keuchte Hark Marner entsetzt. Zum erstenmal wurde ihm bewußt, womit er sich hier eingelassen hatte. Aber es gab wohl keinen Weg zurück mehr. Die Dinge waren bereits im Fluß.

»Natürlich ist das wahr«, sagte die Stimme in seinem Gehirn. »Ich kann dich gar nicht belügen; selbst wenn ich das wollte. Übrigens — ich spüre, daß Smitty kommt. Er hat ein Messer in der Tasche.«

»Nein!«

»Ha, Hark? Fühlst du dich nicht wohl? Seit wann führst du Selbstgespräche?«

Der bärtige Ganove riß sich das Kästchen von der Stirn und wandte sich blitzartig um. Smitty Lowdon stand in der Tür. Er grinste über sein ganzes spitzes Fuchsgesicht.

»Ein verteufelt hübsches Spielzeug, nicht wahr, Hark? Gibst du mir's auch mal für 'nen Tag? Schließlich ist auch Blut von mir in diesem Kasten drinnen.«

Hastig steckte Hark Marner das Kästchen unter seinen Trenchcoat zurück. Sollte es wirklich stimmen, was dieses »Ding« im Kasten ihm eben mitgeteilt hatte?

Ich habe gar keine andere Wahl mehr! schoß es Hark Marner durch den Kopf.

»Warum bist du gekommen?« fragte er laut. Die eigene Stimme kam ihm noch rauher vor als sonst. Ihm saß ein Kloß in der Kehle.

»Hatte nur zufällig in der Gegend zu tun«, antwortete Smitty aufgekratzt, »'s ist noch nicht mal Mitternacht. Und die Biene, die ich mir angelacht habe, hat erst ab zwei Uhr frei. Da dachte ich mir eben: Smitty, du schaust ein wenig bei deinem Freund vorbei. Ich habe auch eine Flasche mitgebracht, damit uns die Zeit kürzer wird. Hier.«

Smitty Lowdon zog eine Halbliterbottle aus der Innentasche seines Sakkos. Dem Etikett nach befand sich alter schottischer Whisky darinnen.

»Vielleicht ist er noch in seiner verlausten Bruchbude, mein alter Freund«, fuhr Smitty arglos fort. »Wir machen der Flasche den Garaus und dann gibst du mir diesen Kasten für einen Tag. Okay?«

Smitty streckte die Hände aus.

»Nur für einen einzigen Tag, Hark. Ich bring's auch bestimmt wieder vorbei. Hab mich richtig high gefühlt, als ich mir diese Kiste an die Birne hielt. Mannomann, war das ein Trip.«

»Nun mal langsam«, sagte Marner und zwang sich gewaltsam zur Ruhe. Seine Gedanken rasten. Und drehten sich immer nur um einen einzigen gewissen Punkt.

»Komm mir nicht zu nah!« schrie er cholerisch auf, als Smitty einen weiteren Schritt auf ihn zuging. Die Hände bettelnd nach vorne gestreckt.

Smitty Lowdon blieb überrascht stehen. Aus seinem Gesicht malte sich ungläubiges Erstaunen!

»He, Hark! Alter Kumpel! Was ist in dich gefahren? Was ist los mit dir? Du schwitzt, als hätte man einen Eimer Wasser über dich ausgeschüttet. Und deine Augen! Sie sind ganz rot und blutunterlaufen! Hab ich was Falsches gesagt? Spuck doch endlich einen Ton aus. Bist du mies gelaunt? Erzähl doch. Schließlich sind wir immer gute Freunde gewesen. Einer konnte sich auf den anderen verlassen. Und jetzt? Wo wir alles erreichen können? Die Sache mit der Barrel-Trust-Bank hat doch super geklappt! Die dummen Bullen

können uns nie mehr an den Karren fahren. Hark! He, Hark! Bist du verrückt geworden? Was willst du mit dem Messer? Verdammt, steck es weg!«

Smitty Lowdon quiekte vor Angst. Er hatte zusehen müssen, wie Hark Marners Hand in die Schublade des Tisches fuhr und mit einem langen Brotmesser wiederkam.

Doch Hark Marner hatte sich schon entschlossen. Smitty hatte ihn nur zu täuschen versucht, redete er sich ein. Doch er ließ sich nicht täuschen. Am allerwenigsten von einer Ratte wie Smitty eine war, und auch von niemandem sonst. Niemals würde er seine Macht mit irgendjemandem teilen!

Der Bärtige stieß auf den ehemaligen Freund zu. Smitty konnte dem blitzenden Stahl gerade noch ausweichen und kapierte endlich, was hier gespielt werden sollte. Auch wenn der Verstand sich noch weigerte, anzuerkennen, was sich hier anbahnte, so handelte Smitty Lowdon doch instinktiv richtig.

Marner hatte zuviel Wucht in seinen Überraschungsangriff gelegt und stolperte am körperlich weit unterlegenen Smitty vorbei.

Lowdon versuchte, die einzige Chance zu nutzen, die ihm noch blieb. Und die lag in einer blitzschnellen Flucht.

Er wirbelte herum, hörte Hark Marner noch tierisch aufbrüllen und war dann an der Tür. Smitty hetzte mit seinen kurzen dürren Beinen in die dunkle Fabrikhalle hinaus. Von der Straße drang etwas Licht herein.

Er sah sich um, und das Blut gefror ihm in den Adern. Hark war näher aufgerückt, als er hatte erwarten können. Hark war viel größer und viel stärker. Und der Abstand zwischen ihnen wurde immer geringer.

Hark Marner mußte wahnsinnig geworden sein!

Die Flügeltür zum Hof stand offen.

Smitty hatte sie bei seinem Eintreten nicht wieder zugemacht. Er rannte in die schwüle Hitze der Sommernacht hinaus. Sein Atem flog, die Beine wurden ihm schwer. Wie vor drei Tagen in diesem verfluchten Laden in Soho. Hinter sich hörte er Hark Marner wie einen Bluthund hecheln.

Er mußte schreien. Laut schreien. Vielleicht wurde er von zufälligen Passanten gehört. Aber er brachte keinen Ton heraus. Für einen lauten Schrei hatte er nicht mehr die Luft in den Lungen. Es wurde nur ein heiseres Krächzen daraus, das im Geräusch der eigenen Schritte unterging.

Noch zehn Meter bis zum Tor und damit zur rettenden Straße. So nah und doch so weit.

Zu weit für Smitty Lowdon. Er würde es nicht mehr schaffen. Das wurde ihm auf den letzten Metern zur grausamen Gewißheit.

Da spürte er auch schon den brutal harten Schlag gegen seinen Rücken. Der kleine Gauner verlor das Gleichgewicht. Er schlug hin, spürte gerade noch, daß er mit einem derben Fußtritt auf den Rücken gerollt wurde.

Über ihm stand drohend Hark Marner. Die Spitze des Messers zeigte nach unten. Aber Marner stieß noch nicht zu.

»Wo hast du deinen Dolch, Smitty?« keuchte er, ausgepumpt vom Lauf. »Ich möchte ihn sehen, bevor ich es tue.« Smitty Lowdon verstand nicht. Er hatte keinen Dolch, hatte noch nie mehr als ein Taschenmesser besessen. Er konnte auch gar nicht antworten. Seine Brust schmerzte, als würde ihm Stacheldraht durchs Herz gezogen.

»Bist wohl zu feige, du Schwein!« fluchte Hark Marner. »Dann nehme ich dir den Dolch eben ab, wenn du tot bist. Das ›Ding‹ kann mich nicht anlügen, hat es gesagt.«

Hark Marner ließ sich auf die Knie fallen. Die schwachen Abwehrbewegungen des ehemaligen Freundes hinderten ihn nicht daran, zuzustechen.

Dann warf er das Messer von sich und durchsuchte die Kleidung des Toten.

Zuerst war da nur ein Reiz in seiner Brust. Er wurde immer stärker. Dann lachte Hark Marner abgehackt, gepreßt. Schließlich lauter und verzweifelter. Tränen mischten sich in sein Lachen.

Nein — das »Ding« hatte ihn nicht belogen.

Hark Marner warf Smittys Taschenmesser in hohem Bogen von sich. Smitty hatte es benutzt, um seine Fingernägel sauberzukratzen oder einen Korken aus einer Flasche zu ziehen.

Der Rotbärtige lachte noch, als er hinaus auf die nächtliche Straße trat.

Er zog das Kästchen aus der Manteltasche und hielt es in Kopfhöhe vor sich.

»Du bist mir vielleicht ein Aas!« kicherte er irr. »Smitty hatte ein Messer…«

Aber dann erstarb ihm das heisere Kichern in der Kehle.

Die Schatulle wurde so heiß, daß er dachte, er müsse sie von sich schleudern. Sie leuchtete geheimnisvoll von innen heraus auf. Aus der winzigen trichterförmigen Öffnung im Deckel traten ein paar Blutstropfen, vereinigten sich zu einem rotschimmernden strahlenden Etwas. Ein Plopp wie bei einem Schuß, der aus einer mit einem Schalldämpfer ausgerüsteten Pistole abgegeben wurde, und die Blutstropfen waren verschwunden, das Holz im winzigen Trichter trocken.

Das »Ding« hatte Smitty Lowdons Blut wieder ausgespuckt…

»Wir gehen jetzt!« sagte eine viel selbstsicherer und stärker gewordene Stimme in Hark Marners Gehirn. »Wir werden jetzt Jerry

besuchen.«

Hark Marner stand wie versteinert. Da war mit einem Mal etwas in ihm, das viel, viel stärker war als er selbst.

Unwillkürlich zog er das Kinn an die Brust und duckte sich. »Ja…« antwortete er heiser und mit starrem Blick. »Gehen wir. Jerry soll nicht länger warten müssen…«

***

Norna de Brainville hatte den Ballsaal zusammen mit Professor Zamorra totenblaß verlassen und ihn ins Obergeschoß geführt.

»Hier werden wir nicht gestört«, sagte sie betreten und schlug einen Vorhang beiseite, hinter dem sich ein langer Flur in das Schloß bohrte. Sie gingen in ein Zimmer, dessen Einrichtung sehr entfernt an ein Büro erinnerte. Ein Schreibtisch, eine Schreibmaschine, ganze Bündel von Papier und eine Couch mit Sesseln aus Nappaleder um einen runden Rauchglastisch.

»Nehmen Sie doch bitte Platz, Monsieur le Professeur.« Norna de Brainville sprach französisch. Nervös fuhr sie sich mit den Fingern durch ihr leuchtend rotes Haar. »Sie haben da eben etwas erwähnt…«

Zamorra nahm eine Zigarette, die Norna de Brainville ihm anbot. »Das habe ich. Ja«, sagte er, während er den Rauch aus der Nase blies. »Und ich habe ebenso bemerkt, daß Ihnen das Buch Chatelneau keineswegs unbekannt ist. Sie haben es also in Ihrem. Besitz.«

Die Frau schwieg und nahm gegenüber Professor Zamorra Platz. Sie blieb auf der Kante eines Sessels sitzen. Auch sie rauchte. Sie zog hastig an ihrem Glimmstengel, als würde ihr das helfen, ihrer Erregung besser Herr zu werden.

»Ich habe das Buch«, sagte sie schließlich nach einer sehr langen Pause. »Na und?«

Die Frage sollte schnippisch klingen. Doch dieser Zungenschlag mißglückte der Illusionistin total. Sie glich eher einem verschreckten Schulmädchen. Das bewies nur, daß sie über die Natur dieses Buches sehr genau Bescheid wissen mußte.

»Wollen wir nicht besser mit offenen Karten spielen?« schlug Professor Zamorra vor. »Ich weiß, daß es auf der ganzen Welt nur zwei Exemplare dieses Buches gibt. Eines davon befindet sich in meinem Besitz. Wie kamen Sie an das Ihre?«

Norna de Brainville betrachtete hingebungsvoll ihre langen Fingernägel.

»Sie meinen vermutlich, ich sollte Tricks der heute vorgeführten Art nicht mehr machen«, sagte sie schließlich. »Weil es zu gefährlich ist?«

»Und ob das gefährlich ist, Mademoiselle. Mit herkömmlichen Zauberkunststücken hatte die Verwandlung heute abend nichts mehr zu tun. Sie wissen das, und ich weiß es auch. Sie haben sich der Hilfe

von Dämonen bedient. Muß ich noch deutlicher werden?«

Wie in Zeitlupe schüttelte Norna de Brainville ihr löwenmähniges Haupt.

»Ich habe mir lange überlegt, ob ich es wagen sollte«, kam es dann zaghaft.. »Aber die Neugierde war stärker. Ich mußte es einfach versuchen. Ich liebe meinen Beruf, müssen Sie wissen. Ich heiße auch nicht Norna de Brainville sondern Suzy Heathrow und bin als Kind eines Dockarbeiters in Liverpool geboren.« Sie vollführte eine weiträumige Geste, die ganz Gienmore Castle einzuschließen schien. »Das alles ist mir nicht in den Schoß gefallen. Ich mußte sehr hart arbeiten, um das zu erreichen, was ich heute habe. Für eine Frau ist es gerade in diesem Metier ungeheuer schwierig, gegen die männlichen Kollegen zu bestehen. Die Versuchung war sehr groß für mich, Monsieur.«

Zamorra drückte seine halb aufgerauchte Zigarette in einem Marmor-Aschenbecher aus und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Er schlug die Beine übereinander, denn er wollte noch länger bleiben. Er mußte mehr darüber wissen, wie diese junge Frau in den Besitz eines der brisantesten Bücher über Dämonologie gekommen war. Schließlich wurden Werke dieser Art nicht in Antiquariaten oder auf Flohmärkten gehandelt.

»Ich verstehe Ihre Beweggründe«, räumte Professor Zamorra ein. »Wenn ich sie auch nicht gutheißen kann. Sie kennen doch das Sprichwort: Wer mit dem Feuer spielt…«

»… kommt darin um«, ergänzte Norna de Brainville alias Suzy Heathrow. »Aber keine Sorge, Professor. Ich habe mich nicht dazu verleiten lassen, alles Wissen auszuschöpfen, was mir dieses Buch vermittelte.«

»Das hoffe ich für Sie, Mademoiselle. Sie wären sonst jetzt schon verloren. Das ist Ihnen doch klar.«

Die Illusionistin nickte stumm und schenkte sich mit fahrigen Bewegungen aus einer bereitstehenden Karaffe ein Glas Sherry ein.

»Entschuldigen Sie, Monsieur«, fuhr sie hoch. »Ich vergaß ganz, Sie zu fragen, ob Sie auch einen Schluck trinken möchten.« Sie lächelte zaghaft. »Ich jedenfalls brauche jetzt einen Drink.«

»Geben Sie mir auch einen«, meinte Zamorra. »Es spricht sich leichter. Und Sie haben mir doch noch eine Menge zu erzählen?«

»Ich soll Ihnen gegenüber Farbe bekennen?«

»Zum größten Teil haben Sie's doch schon hinter sich. Ich will nur mehr wissen, wie Sie in den Besitz dieses Buches gekommen sind. Und dann möchte ich es natürlich sehen.«

»Sie verlangen sehr viel von mir, Monsieur le Professeur. Es gibt ein ungeschriebenes Gesetz unter uns Illusionisten: Gib einem Außenstehenden nie ein Geheimnis preis.«

Zamorra winkte ab.
»Machen Sie etwas halblang, Mademoiselle«, sagte er in einem Anflug von Ärger. »Ich will von Ihnen nicht wissen, wie man Damen zersägt oder sie quer über die Bühne schweben läßt. Diese Geheimnisse bleiben Ihnen unbenommen. Doch daß Sie sich heute abend mit Hilfe finsterer Mächte in eine Tigerin verwandelten und diesen Vorgang vor den Augen einiger hundert Zuschauer wieder rückgängig machten — das geht mich durchaus etwas an. Außer, Sie ziehen es vor, daß ich die Öffentlichkeit über Ihren neuesten ›Trick‹ aufkläre. Ich fürchte, man würde wenig Verständnis dafür haben, daß Sie dämonische Kräfte eines billigen Effektes willen bemühen.«
Norna de Brainville zuckte zusammen.
»Nur das nicht«, warf sie schnell ein. »Ich wäre für alle Zeiten unten durch. Die Engländer glauben noch an Geister und Dämonen. Sie denken ähnlich darüber wie die Inder über ihre heiligen Kühe. Wollen Sie mich erpressen, Monsieur?«
»Ich will einzig und allein, daß Sie Vernunft annehmen«, antwortete Professor Zamorra ärgerlich. »Magie ist kein Metier, mit dem man sich spaßhalber abgibt. Oder um damit spektakuläre Erfolge zu verbuchen und Geld zu verdienen, so wie Sie das zelebrieren. Ich denke, ich habe mich deutlich genug ausgedrückt.«
»Oh, das haben Sie, Monsieur. Ich verrate Ihnen auch kein Geheimnis, wenn ich Ihnen gestehe, daß mir schon vorher ähnliche Bedenken gekommen sind.«
»Das freut mich, für Sie«, erwiderte Zamorra sarkastisch. »Könnten Sie mir jetzt Ihre Ausgabe des Buches Chatelneau zeigen?«
Norna de Brainville seufzte und stand auf. »Ich habe das Buch hier im Zimmer.«
Sie ging an eine Wand und rückte ein Bild zur Seite. Ein echter Gainsborough, wie Zamorra mit Kennerblick feststellte. Das Gemälde zeigte eine Ernteszene. Lichtdurchflutet und ganz nach der Manier des alten Meisters. Hinter dem Bild war ein Tresor in die Wand eingelassen. Norna de Brainville drehte am Zahlenschloß. Sie schien Professor Zamorra inzwischen zu vertrauen, denn sie machte keinerlei Anstalten, ihm den Blick auf den Drehring zu verwehren. Sie kannte ohnehin seinen Ruf als integere Persönlichkeit. Einem anderen hätte sie nicht einmal erlaubt, mit ihr über ihre Tricks zu sprechen. Dann hatte es sie doch sehr mitgenommen, daß Zamorra ihr auf den Kopf Zusagen konnte, welchen Umständen sie die Beherrschung des vor einer Stunde gezeigten Kunststücks verdankte.
Lady Kensington, auf deren Initiative hin sie den Professor aus Frankreich eingeladen hatte, hatte nicht übertrieben gehabt: Wenn jemand sich nicht aufs Glatteis führen ließ, dann war er es.
»Hier«, sagte sie nur und ließ ein hektographiertes und mit einer

Büroklammer zusammengeheftetes Bündel Papier vor Zamorra auf den Rauchglastisch fallen. »Das ist es.«

Professor Zamorra zog verwundert die Augenbrauen hoch.

»Das ist alles?« fragte er. Er wunderte sich noch mehr, als er das Faksimile aufschlug. Eine derart billige Nachbildung dieses Buches hatte er nie erwartet. Seine eigene Ausgabe war mit Menschenblut auf gegerbte Menschenhaut geschrieben. Obendrein war das Werk nicht in der Schrift der alten Khmer verfaßt sondern in neuzeitliches Englisch übersetzt. Zamorra kam aus dem Staunen kaum heraus.

Doch zweifellos handelte es sich um die getreue Übersetzung des seltenen Originals, wie ihm schon das Überfliegen der ersten Seite bestätigte.

»Das ist alles«, meinte Norna de Brainville und setzte sich wieder.

»Ich hatte dieses Zeugs« — sie vollführte die entsprechende wegwerfende Geste — »zuerst auch für einen fürchterlichen Unsinn gehalten und fühlte mich um mein Geld geprellt.«

»Sie haben es also gekauft«, stellte Zamorra unnötigerweise fest. Er verlor sonst kaum ein Wort zuviel. Aber auf eine derartige Ausgabe des Chatelneau zu stoßen, war selbst für ihn etwas unverdaulich. Er mußte seine Gedanken sammeln.

»Wissen Sie eigentlich, was es mit dieser Schrift auf sich hat?« fragte er schließlich. Seine Betroffenheit war ihm immer noch anzuhören.

Norna de Brainville zuckte halbherzig die Schultern.

»Nur das, was mir beim Kauf erzählt wurde. Es soll sich um die Übersetzung einer magischen Schrift aus dem versunkenen Reich der Khmer handeln. Benannt ist es nach Pierre Chatelneau, der das Original angeblich im Jahr 1954 in einer vom Dschungel überwucherten uralten Stadt im heutigen Kambodscha gefunden hat. Als ich das Angebot bekam, sah ich im Lexikon nach. Über die alten Khmer gibt es kaum Literatur. Mit den Roten Khmer, die jüngst durch die Presse gingen, hatten sie jedenfalls nicht das geringste gemein.«

Das stimmt, dachte Zamorra in Gedanken versunken. Die alten Khmer hatten schon ganzen Generationen von Historikern unlösbare Rätsel aufgegeben. Man wußte über sie lediglich, daß sie aus dem austroasiatischen Sprachraum stammten, früher über Laos, Siam, Kochinchina und die angrenzenden Gebiete verbreitet waren und im ersten nachchristlichen Jahrhundert unter indischem Einfluß bereits eine Hochkultur herausgebildet hatten. Übriggeblieben war nichts mehr von diesem alten Volk. Die Jahrtausende hatten es ausgelöscht. Nur die Dschungelstadt Angkor kündete noch davon, daß sic überhaupt einst Hinterindien bis hinunter zur Malaiischen Halbinsel bevölkert hatten.

Zamorra legte die hektographierten Blätter zur Seite.

»Und jetzt sagen Sie mir, woher Sie das haben.«

»Ich kaufte das in einem ziemlich abstrusen Laden in Soho«, gestand Norna de Brainville. »Kurulu nannte sich der Besitzer, wenn ich mich recht erinnere.«

***

Hark Marner schritt durch die Nacht wie ein Todesengel. Er wandte den Blick weder nach links noch nach rechts. Ein Stärkerer bestimmte seinen Weg. Sein eigener Wille versank zur Bedeutungslosigkeit. Er hatte sich schon wieder etwas verändert seit dem Mord an Smitty Lowdon, doch Hark Marner war das egal.

Er marschierte, um Jerry Winter zu töten.

Was war schon dabei?

Nichts!

Jerry Winter mußte sterben, weil dessen Schicksal das so bestimmt hatte. Kein Grund, sich deshalb Gedanken, geschweige denn Gewissensbisse zu machen.

Der Komplice früherer Tage wohnte im selben Viertel. Auch in Shoreditch. Nur etwas weiter auf Islington zu. Ganz in der Nähe des Essex-Road, um genau zu sein. Dort, wo die verkommenen Arbeitergettos begannen, zu denen auch eine Schrebergartenanlage gehörte. Jerry Winter schlief in einem der Holzhäuschen, die über die kaum hundert Quadratmeter großen Parzellen verteilt waren.

Kein Mensch war mehr auf der Straße. Die Pubs hatten schon längst geschlossen. Eine trostlose Gegend. Vier oder fünf Mal fuhren Autos an Hark Marner vorbei, doch deren Fahrer achteten nicht auf den wie betrunken dahinschwankenden Mann mit den hängenden Armen und dem blutbesudelten Trenchcoat.

Hark Marner spreizte die Finger und ballte sie wieder zu Fäusten, als wolle er zugreifen. Er würde auch zugreifen.

Schon sehr bald.

In der heruntergekommenen Gartenanlage brannte nicht eine einzige Lampe, doch Marner stolperte mit traumwandlerischer Sicherheit vorwärts. Gerade so, als würde er auf Schienen laufen. Sein Ziel war die Parzelle 35 A.

Die verrostete Angel quietschte jämmerlich, als er mit dem Fuß die niedrige Holztür aufstieß. Das klagende Geräusch mußte mehr als hundert Meter weit zu hören gewesen sein. Hark Marner scherte sich nicht darum. Er war auf Mord programmiert. Er befolgte einen Befehl.

Mit raumgreifenden Schritten stapfte er auf die Hütte zu, die Jerry Winter als Schlafplatz diente. Eine Kröte quakte. Marner zertrat sie. Ein häßlicher Fleck blieb auf dem Plattenweg zurück.

Dann war er an der Tür.

Marner senkte seinen massigen Schädel und benützte ihn als Rammbock. Das Holz der Türfüllung zersplitterte berstend, doch er

fühlte keinen Schmerz. Er brach mit den Schultern durch und auch mit den Knien. Wie ein Raupenfahrzeug, das die Hütte dem Erdboden gleichmachen sollte.

Jerry Winter fuhr von seinem schmalen Feldbett hoch. Mondlicht fiel genau auf sein kreidebleiches Gesicht, auf seine im Schreck geweiteten Augen.

Aber Jerry Winter war kein Smitty Lowdon. Er war sogar noch größer als Hark und etwas breiter in den Schultern. Seinen Bizeps konnte er so hart anspannen, daß noch die Spitze eines herunterfallenden Stiletts davon abprallte. Auch waren Jerry Winters Reflexe voll in Ordnung. Die Schrecksekunde überwand er ungeheuer schnell.

Hark Marners zupackende Hände griffen ins Leere.

Jerry war zur Seite gewichen und von seinem schmalen Lager gesprungen. Er fragte auch nicht lange, was Hark hier zu suchen habe. Die Situation war zu eindeutig, Mordlust leuchtete aus den Augen des Rotbärtigen.

Jerry Winter schlug mit aller Kraft zu. Er meinte, seine Faust auf einen Amboß gehämmert zu haben. Marners Rücken war hart wie Granit. Trotzdem hatte Winter diesen Klotz ins Wanken gebracht. Marner krachte gegen die Bretterwand und stieß mit der Faust ein Loch hindurch.

Nun erfaßte Jerry doch das Grauen. Es waren massive Wände gewesen.

Marners ehemaliger Komplice versuchte ins Freie zu gelangen, aber wie von der Sehne geschnellt flog Marner auf ihn zu. Diesmal bekamen die zupackenden Hände etwas zu fassen, und sie umschlossen Jerry Winters Hals. Jerry trieb es die Augen aus den Höhlen.

Verzweifelt schlug Jerry um sich, bekam den blutbefleckten Mantel zu fassen, klammerte sich daran fest.

Der abgetragene und im Lauf der Jahre dünn gewordene Stoff gab nach. Das Gewebe hatte keine Festigkeit mehr. Mit letzter Anstrengung riß Jerry Winter das Futter heraus.

Doch er war schon tot, als die Schatulle zu Boden polterte und in eine Ecke sprang.

Dabei löste sich die Arretierung des Deckels.

Hark Marner ließ den Hals der Leiche los, als hätte er eine Nesselqualle in der Hand, die ihm die Haut verätzte.

Mit einem Male sah er wieder glasklar. Der tranceartige Zustand fiel von ihm ab wie die Schuppen von einem getrockneten Fisch. Der Kanake hatte ihm eingeschärft, daß er das Kästchen unter keinen Umständen öffnen dürfe.

Jetzt war es offen.

Panik sprang Hark Marner an wie ein reißendes Raubtier, gepeitscht von dem Bewußtsein, daß er jetzt ebenfalls verloren war. Er blieb stehen wie er stand. Nicht einen Finger vermochte er mehr zu bewegen, während sein Puls zu einem rasenden Galopp ansetzte. Vom Grauen geschüttelt und gebeutelt mußte er zusehen, was mit dem Kästchen und mit ihm selbst geschah.

In der offenen Schatuelle pulsierte es grellgelb in der gleißenden Farbe flüssigen Stahls. Hark Marner schloß geblendet die Augen. Es half nichts. Die gleißende Helligkeit drang noch durch Haut und Fettgewebe, schmerzte höllisch im Auge, als würde die Netzhaut versengt.

Ein amöbenförmiges, konturenloses Gebilde schwebte aus dem Kästchen heraus und schwebte sekundenlang darüber als müsse es sich erst orientieren, bevor es wuchs und sich ausbreitete.

Ein Dämon materialisierte in dieser Welt…

Das pulsierende Strahlen schwächte sich ab, je größer die Gestalt wurde. Allmählich nahm sie menschliche Formen an. Immer deutlicher wurde, daß sie von Sekunde zu Sekunde einem Mann im Trenchcoat zu ähneln begann. Einem Mann mit einem roten Bart.

Hark Marner ließ erschöpft die Arme sinken. Fassungslos stand er seinem Ebenbild gegenüber, dem genauen Duplikat seiner selbst.

Und dieses Duplikat grinste ihn unverfroren an. Noch leuchtete es aus sich selbst heraus, doch dieses Leuchten wurde schwächer. Das Schemen bewegte sich auf den Mörder zu. Je näher es kam, um so enger wurde der Ring, der Marners Brust einzuschnüren schien, der sein Herz zusammenpreßte und ihm die Luft zum Atmen nahm. Schließlich röchelte er nur noch mühsam. Wogen der Angst und namenloses Entsetzen schlugen über ihm zusammen.

Der Mörder wollte schreien und brachte doch keinen Ton heraus. Er war gelähmt von dieser ungeheueren Kraft, die schleichend von ihm Besitz ergriff.

Er mußte Zeuge werden, wie sein Abbild neben ihn trat, dieselbe Pose einnahm und langsam in ihn glitt wie in ein knapp sitzendes Trikot.

Als die Vereinigung abgeschlossen war, hatte der kleine Ganove Hark Marner aufgehört zu existieren. In seinem Körper lebte ein fleischgewordener Dämon, der sich anschickte, sein Reich auf dieser Welt zu errichten. Ein Reich des Schreckens und des Terrors.

Fast unbegrenzt waren seine Mittel, die Pläne in ruchlose Taten umzusetzen. Er würde ein Heer von Mördern und anderen Verbrechern um sich scharen, um das zu vernichten, was er am meisten haßte.

Das Gute…

Nur noch wenige Tage, und Satans Fünfte Kolonne konnte zum

Kampf antreten…

***

»Kurulu hieß der Mann?« vergewisserte sich Professor Zamorra. »Ein reichlich ungewöhnlicher Name. Sie wissen doch hoffentlich noch, wo er seinen — wie sagten Sie doch gleich? — seinen ›Laden‹ betreibt.«

»Ich denke, ich werde wieder hinfinden«, meinte Norna de Brainville.

In diesem Augenblick wurde an die Tür zum Salon geklopft, in dem sich, die Illusionistin und Zamorra aufhielten.

Der Dämonenjäger sah die Frau fragend an.

»Ich weiß, wer das sein könnte«, sagte sie. »George Wishers hat angekündigt, daß er mich diesen Abend zu sprechen wünscht.«

»George Wishers?«

»Sie haben doch bestimmt die Zeitungen gelesen, Monsieur. Auch von dem Banküberfall in Chelsea.«

»Ach ja. Die Geschichte scheint reichlich ominös vonstatten gegangen zu sein.«

»Deshalb will mich Monsieur Wishers sprechen. Er glaubt, die Räuber hätten irgendeinen Taschenspielertrick angewandt, und er erhofft sich Aufklärung von mir. Ich fürchte nur, daß ich ihm in diesem Punkt kaum helfen kann. Jedenfalls wäre es interessant, die Einzelheiten zu erfahren. Wollen Sie bei dem Gespräch dabei sein, Monsieur le Professeur?«

»Läßt es sich einrichten, daß ich heimlich lausche?« fragte Zamorra unverblümt.

»Wieso?«

»Ich nehme an, daß Mister Wishers Ihnen sehr viel Vertrauen entgegenbringt, wenn er Sie in dieser Angelegenheit befragt. Ich würde bei Ihrer Unterredung nur stören. Wenn Sie es für notwendig erachten, mich hinzuzuziehen — ich bin solange draußen auf dem Balkon.«

Norna de Brainville überlegte nur ein paar Sekunden lang.

»Meinetwegen«, sagte sie dann. »Sie wußten über das Buch Chatelneau Bescheid. Vielleicht können auch Sie Sir Wishers helfen. Ich denke nicht, daß es einem Vertrauensbruch gleichkommt, wenn Sie sich während unserer Unterhaltung zufällig draußen auf dem Balkon aufhalten.«

Zamorra lächelte gewinnend, stand auf und ging hinaus. Er lehnte die Tür nur an.

»Bitte?« sagte Norna de Brainville in Richtung Tür.

Sie wurde geöffnet. Einer ihrer Lakaien kam herein und verbeugte sich mit vor der Brust gekreuzten Armen.

»Sir George Wishers wünscht Sie zu sprechen, Mylady. Er hat Sie schon den ganzen Abend über gesucht.«

»Ich weiß Bescheid«, sagte die Illusionistin. »Führen Sie Sir Wishers herein und lassen Sie uns allein.«

Eine weitere Verbeugung, »Sehr wohl, Mylady.«

Direktor George Wishers hatte sich nur mäßig kostümiert. Zu seinem weißen Smoking trug er lediglich eine groteske Kopfbedeckung mit roten Teufelshörnern und gekräuseltem Nylonfell. Direktor Wishers hinkte.

Ein Überbleibsel vom letzten Krieg. Norna de Brainville mochte diesen Mann. Er war eine Seele von einem Menschen. Anders als manche seiner Berufskollegen hatte er sich auch als Bankier ein mitfühlendes Herz bei einem wachen Verstand bewahrt. Bei ihm hatten nackte Zahlenkolonnen die Fähigkeit zu gefühlsbedingten Entscheidungen noch nicht ruiniert.

»Freut mich, daß Sie meiner Einladung trotz dieses unliebsamen Zwischenfalls gefolgt sind«, sagte Norna de Brainville mit einem mitfühlenden Lächeln.

George Wishers bewies sich als Gentleman und berührte Nornas Hand beim obligaten Handkuß nicht.

»Ihre Einladung kam früher als diese Gangster«, antwortete er mit schmerzlich verzogenem Gesicht. »Ich kann Sie sprechen, Mylady? Bestimmt wissen Sie schon längst, was ich auf dem Herzen habe.«

»Kommen Sie nur, Sir. Tun Sie sich keinen Zwang an. Natürlich kann ich mir denken, was Sie bedrückt. Nehmen Sie doch Platz.«

Auch Norna de Brainville setzte sich und legte graziös die langen Beine übereinander.

»Ich weiß nicht recht, wo ich beginnen soll«, druckste der Bankier herum und fuhr sich mit dem Finger in den zu eng gewordenen Hemdkragen. Seine läppische Maske nahm er ab. »Ich mag Sie sehr gern, Norna. Und ich teile auch diese verrückten Meinungen nicht, die über Sie im Umlauf sind.«

»Welche Meinungen?«

»Nun ja.« Wishers wurde der Kragen offensichtlich noch eine Spur enger. Auf seiner Stirn mit den Geheimratsecken perlte der Schweiß. »Das dumme Gerede eben, Ihre Zaubereien gingen tatsächlich nicht mit rechten Dingen zu.«

Norna de Brainville lachte viel zu schnell, viel zu schrill und viel zu gekünstelt auf.

»Sprechen Sie doch bitte weiter, George.«

»Sie sind eben der einzige ›Fachmann‹ auf diesem Gebiet, den ich kenne, wenn ich mich etwas ungeschickt ausdrücken darf. Sie haben heute abend wieder einmal mehr Unglaubliches vollbracht. Und sicher haben Sie auch gelesen, was in unserer Filiale in Chelsea vorgefallen ist.«

Die Frau nickte ernst.

»Ich habe davon erfahren.«

»Und?« Bankdirektor George Wishers beugte sich vor. »Was sagen Sie dazu? Könnten die Gangster irgendeinen Zaubertrick angewandt haben? Wurden die Leute in der Bank hypnotisiert oder ähnliches? Gibt es Nervengase, die einen derartigen Gedächtnisverlust nach sich ziehen können?«

Norna de Brainville bedachte George Wishers mit einem langen rätselhaften Blick, schaute ihm tief in die Augen.

»Es geht Ihnen, doch nicht nur ums Geld, George.«

Der Direktor der Chelsea Barrel Trust errötete leicht.

»Nein«, räumte er nach einer Weile ein. »Die Versicherung kommt für den Schaden auf. Aber ich glaube an das Gesetz der Serie. Gangster, die mit einer Masche einmal erfolgreich gearbeitet haben, wenden denselben Dreh normalerweise an einem anderen Ort wieder an. Diesmal kamen gottlob keine Menschen zu Schaden. Aber wird das immer so sein? Sehen Sie eine Möglichkeit, wie die Gangster bei diesem Überfall vorgegangen sein könnten?«

»Vielleicht«, antwortete Norna de Brainville sybillinisch. »Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß man hinter das Geheimnis dieser Gangster kommen könnte. Nur — ich werde Ihnen kaum helfen können. Ich nehme doch stark an, daß Scotland Yard die Tatzeugen auch auf eventuelle Restgifte im Körper untersucht hat. Die Tests brachten keine Ergebnisse.«

George Wishers schüttelte sein Haupt mit dem weißen, schütteren Haar.

»Alle Ergebnisse waren negativ. Nur eines stand nicht in den Zeitungen. Die Polizei hat diese Information bisher zurückgehalten. Ein rotbärtiger Mann soll den Kassenraum kurz vor dem Überfall betreten haben. Angeblich hatte er ein Kästchen in der Hand, das er sich an die Stirn drückte. Dann kam für alle Anwesenden der große Blackout. Die Chelsea Filiale wird leider noch nicht mit Fernsehkameras überwacht. Nur eine Foto-Anlage ist installiert. Doch die muß per Knopfdruck in Betrieb gesetzt werden. Das ist unterblieben.«

Norna de Brainville dachte nach. »Das könnte natürlich von großer Bedeutung sein«, sagte sie. »Aber nun müssen Sie mich entschuldigen, Sir. Ich kann Ihnen in diesem Fall kaum weiterhelfen. Ich kenne keine Zaubertricks, die bei einer Vielzahl von Leuten gleichzeitig Gedächtnisverlust bewirken. Noch kenne ich irgendein Gas oder eine andere Substanz, die die Gangster eingesetzt haben könnten. Dafür habe ich einen Mann kennengelernt, der Ihnen vielleicht weiterhelfen kann. Haben Sie schon jemals von Professor Zamorra gehört?«

George Wishers legte seine Stirn in Falten.

»Zamorra…? Zamorra…?« rätselte er. »Bekannt kommt mir dieser

Name schon vor. Ist er nicht einer dieser unverbesserlichen Okkultisten, die fest an die Existenz von Geistern und Dämonen glauben und ihre Meinung auch noch öffentlich vertreten?«

Professor Zamorra sah sein Stichwort für gekommen. Er trat vom Balkon herein in den Salon.

»Guten Abend, Sir«, grüßte er und der weißhaarige Bankdirektor zuckte zusammen. Zamorra hatte den Mann nicht erschrecken wollen. »Tut mir aufrichtig leid, wenn mein Auftritt etwas überraschend für Sie kommt. Aber ich kann Ihnen versichern, daß Miß de Bainville in bester Absicht gehandelt hat, als sie mir erlaubte, draußen Zeuge Ihres informativen Gesprächs zu werden. Im übrigen: Es wurde ja kaum etwas laut, was nicht auch schon in den Zeitungen zu lesen gewesen wäre.«

Wishers Augen huschten zwischen Norna de Brainville und Professor Zamorra hin und her. Die Illusionistin schaute etwas schuldbewußt drein.

»Das ist Professor Zamorra«, meinte sie und betrachtete sich dabei ausgiebig die ebenfalls violett lackierten Zehennägel. »Sie sollten wirklich mit Professor Zamorra sprechen, Sir George. Er war der einzige, der meinen heutigen neuen Trick restlos durchschaut hat.«

Schlagartig verschwand der mißbilligende Ausdruck aus George Wishers Zügen und machte erstaunter Aufmerksamkeit Platz.

»Tatsächlich?« fragte er verwundert.

Zamorra nickte sanft. Er hatte den Mann für sich gewonnen. Wishers war Norna de Brainville nicht länger böse.

»Es stimmt«, gab Zamorra mit einem Seitenblick auf die Illusionistin zu, die mit ihren Kunststückchen für den Geschmack des Dämonenjägers etwas zu weit gegangen war. »Ich habe den heutigen Trick durchschaut.«

»Dann muß ich mich bei Ihnen entschuldigen«, sprudelte es aus Bankdirektor Wishers heraus. Er hatte nicht vergessen, daß er sich noch vor kurzer Zeit ziemlich despektierlich über Professor Zamorra und dessen Beruf geäußert hatte.

Zamorra winkte ab.

»Vergessen Sie das, Sir. Vielleicht sollten wir uns über Ihr Problem weiter unterhalten. Es wurde also ein rotbärtiger Mann erkannt, der offensichtlich nicht zum Stammpublikum Ihres Instituts gehörte. Ich nehme an, daß diese wichtige Mitteilung der Polizei nicht vorenthalten wurde.«

»Nein«, meinte George Wishers. »Miß Pembroke, einer der kaufmännischen Lehrlinge, ist für morgen früh zum Yard bestellt. Ich glaube, Miß Pembroke soll dort die Verbrecheralben durchsehen.«

»Und wo ist die junge Dame jetzt?« fragte Zamorra, einer plötzlichen Eingebung folgend.

»Zu Hause, nehme ich an.«
»Unbewacht?«
»Weshalb sollte man Sie…?«
»Hoffentlich haben Sie ihre Adresse«, sagte Professor Zamorra gepreßt. »Es ist sehr leicht möglich, daß die junge Dame bereits in äußerster Gefahr schwebt. Sie könnte eine wichtige Zeugin sein. Die einzige womöglich, wenn ich Sie richtig verstanden habe, Sir.«
George Wishers hatte die Adresse von Miß Judy Pembroke nicht.

***

»Nun geh doch endlich, Lad«, wiederholte Judy Pembroke zum x-ten Male. »Ich bin heute einfach nicht mehr in Stimmung.«
Lad Carner saß rittlings auf dem Stuhl und hatte das Kinn auf die verschränkten Arme gestützt. Sein Pullover roch nach Terpentin, und an seinen ausgefransten Jeans leuchteten sämtliche Farben des Regenbogens. Er tat ganz so, als hätte er nicht gehört. Unverwandt starrte er das Mädchen an. Mit einem leicht spöttischen Zug um die Lippen.
»Bist du dir für mich zu schade, seit dein Bild in der Zeitung war?« fragte er grinsend. »Die große Zeugin bei einem großen Kriminalfall. Ich glaube, du führst dich ein wenig lächerlich auf, Baby.«
Judy Pembrokes hübsches Puppengesicht rötete sich im Zorn.
»Du bist ein Idiot, Lad«, sagte sie dann. »Ich bin einfach nur etwas geschlaucht. Die Verhöre, die neugierigen Fragen der Reporter — das nimmt einen eben mit. Ich möchte jetzt endlich schlafen gehen.«
Lad grinste weiter und zeigte zwei Reihen gesunder Zähne dabei. »Ich auch, Baby. Mit dir.«
»Du kapierst offensichtlich immer noch nicht«, erwiderte Judy Pembroke eine Spur schärfer. »Ich habe heute nicht mehr die Nerven, mit dir ins Bett zu steigen. Ich hätte keinen Spaß daran. Verstehst du das denn nicht? Morgen muß ich früh raus. Wieder in den Yard; die Verbrecheralben durchsehen. Dazu brauche ich einen klaren Kopf.«
»Bekommst du denn etwas dafür, wenn die Täter mit deiner Hilfe entlarvt werden?« fragte Lad Carner.
»Vermutlich«, bestätigte der junge Banklehrling achselzuckend. »Jedenfalls ist eine hübsche Prämie ausgeschrieben. In der Bank munkelt man von rund zehntausend Pfund für die Wiederbeschaffung der Beute.«
Lad Carner pfiff anerkennend durch die Zähne.
»Ein flotter Brocken. Damit könnte ich mir eine eigene Galerie leisten und wäre nicht mehr auf diese Blutsauger von Agenten angewiesen.«
Judy Pembroke zog die Augenbrauen zu einem schmalen Strich zusammen. Auf ihrer Stirn bildete sich eine steile Falte. Lad Carner konnte ganz schön lästig werden, wenn er auch sonst ein

liebenswerter Kerl war.

Er wohnte nur zwei Häuserblocks weiter, behauptete stur Kunstmaler zu sein und hatte nur selten mehr als ein Pfund in der Tasche. Judy Pembroke gab sich keinen Illusionen darüber hin, daß Lad ihre Gutmütigkeit schamlos ausnützte. Dabei glaubte sie zu wissen, daß der junge Mann sie auf seine verquere Art wirklich und ehrlich mochte. Nur heute brachte er sie auf die Palme. Judy wollte ins Bett und zwar allein. Sie hatte zwei schwere Tage hinter sich und einen noch härteren vor sich. Sie wollte fit sein. Mitternacht war ohnehin schon längst vorüber, weil sie den Fehler gemacht hatte, Lad nach einem gemeinsamen Diskothekbesuch noch für eine Tasse Tee mit zu sich auf die Bude zu nehmen.

Der Tee war kalt geworden, Lad Carner immer heißer. Judy stand demonstrativ auf. Sie war ein sehr selbstbewußtes Persönchen und kam mit Lad normalerweise ziemlich gut zurecht.

»Es scheint, ich muß tatsächlich zurück auf die Straße«, lamentierte Lad weinerlich. Sein Selbstmitleid war gespielt. »Hoffentlich kannst du es verantworten, wenn heute nacht mein Herz in tausend Teile bricht.«

»Ich bin überzeugt, daß dieser Schaden sehr schnell wieder heilt, wenn ich wirklich einen Teil der Prämie bekommen sollte«, meinte Judy schnippisch.

»Unterstellst du mir schnöde finanzielle Motive, die mich bewegten, dich zu meiner Auserwählten zu machen?« deklamierte Lad Carner pathetisch, doch er stand artig auf und zupfte sieh seinen viel zu weiten Pullover zurecht.

Judy konnte dem schlaksigen jungen Mann nicht länger böse sein. Er mußte immer etwas übertreiben. Nie brachte er es fertig, sich wie ein normaler Mensch zu benehmen. Vielleicht mochte ihn Judy deshalb. Sie stammte aus einer ihrem Gefühl nach »stinklangweiligen« Familie, und es hatte einer Unmenge Überredungskünste bedurft, bis ihr Vater, ein Bahnarbeiter aus Leeds, sie endlich allein nach London ziehen ließ. Mit einem Koffer voller gutgemeinter Ratschläge, die Judy Pembroke inzwischen samt und sonders in den Wind geschlagen hatte. Sie mochte ihr neues Leben im Künstlerviertel des »Swingin' London«. Lad Carner war ein Teil davon. Doch in dieser Nacht störte er.

Der Junge sah das endgültig ein.

»Dann wünsche ich dir morgen vormittag ein gutes Auge, Schwester«, sagte er. »Erkenne diesen Knilch mit dem roten Bart, steck mir ein paar Scheine zu, und ich werde dich großartig ausführen. Die ganze Stadt werde ich dir zu Füßen legen. Die Sterne hole ich dir eigenhändig vom Himmel, und ich werde…«

Judy verschloß dem jungen Mann die Lippen mit einem Kuß und entwand sich anschließend sofort seinen zugreifenden Armen. Lad

konnte sich aufführen wie ein Oktopus mit acht Tentakeln.

»Ruhe, jetzt, Mr. Carner!« sagte sie streng. »Die Teestube ist geschlossen. Sperrstunde. Endgültig.«

Sie begleitete Lad noch an die Tür.

»Schließ gut ab«, riet ihr der junge Mann noch zum Abschied. »Es würde mir leid tun, wenn man dich stiehlt. Du bist auf einmal sehr, sehr wertvoll geworden. In deinen zarten Händen liegt das Schicksal eines der begnadetsten Künstler der Neuzeit. So eine kleine Galerie kostet wirklich nicht die Welt. Ein kleines Darlehen von sagen wir hundert Pfund müßte vollauf reichen. Selbstverständlich zahle ich dir jeden Penny zurück. Ich…«

»Verschwinde, Lad Carner. Ich muß darüber schlafen, ob du kreditwürdig bist. Hau doch ab. Und singe nicht wieder zotige Lieder, wenn du im Treppenhaus bist. Die Nachbarn haben sich beschwert.«

»Deine Nachbarn haben kein Verhältnis zu Villon«, antwortete Judys Freund düster, grinste jedoch sofort wieder und trappelte, einen der anzüglichsten Verse des französischen Verbal-Erotikers trällernd, die dunklen Stufen hinab. Aufatmend schloß Judy Pembroke die Tür hinter ihm und lehnte sich sekundenlang dagegen.

Lad konnte anstrengend sein. Trotzdem hatte sie an diesem Abend seine Gesellschaft gesucht. Sie hatte jemanden gebraucht, mit dem sie sich etwas aussprechen konnte. Nur leider war Lad Carner ein denkbar ungünstiger Partner für ernsthafte Diskussionen. Er war ein Luftikus, der die gute Laune für sich gepachtet zu haben schien. Vermutlich fühlte sich Judy deshalb so sehr zu ihm hingezogen. Sie war kein Mädchen, das ein Lokal unterhalten konnte. Sie gab nur eine prächtige Zuhörerin ab.

Deshalb hatte sie Lad auch nichts von dem erzählt, was sie eigentlich bewegte.

Daß sie Angst hatte, nämlich.

Sie war am Abemd abgeschlafft nach Hause gekommen und hatte sich sofort auf das schmale Bett geworfen, um auf der Stelle in einen unruhigen Schlaf hinüberzugleiten. Von einem gräßlichen Alptraum geplagt war sie schließlich erwacht. Sie hatte jenen Mann, den sie am Vormittag beim Yard identifizieren sollte, in Traumbildern gesehen. Plastischer als vor zwei Tagen in der Bank. Greifbar nahe.

Und er hatte ein Henkerbeil über ihrem. Haupt geschwungen. Eine schreckliche Waffe mit Scharten in der Schneide und Reste von getrocknetem Blut am geschliffenen Stahl. Erwacht war sie endlich von ihrem eigenen Schrei. Sie hatte daraufhin Lads Gesellschaft gesucht, Seine Witzchen und seine nie versiegende Glanzlaune hatten die bösen Gedanken und Ängste wie erhofft vertrieben.

Doch nun kamen sie wieder. Kaum, daß die Tür hinter dem jungen Mann ins Schloß gefallen war.

Judy Pembroke seufzte.

Vielleicht wäre es doch besser gewesen, Lad über Nacht bei sich zu behalten. Doch ihre Entscheidung war nicht mehr rückgängig zu machen. Bis aus dem Erdgeschoß hörte sie die Stimme von Mr. Lakenton, der laut hinter dem jungen Mann herschimpfte. Wie beabsichtigt hatte er mit seinem frivolen Singsang das halbe Haus aufgeweckt.

Judy verriegelte gewohnheitsmäßig die Tür und hakte die Sicherheitskette ein. Im möblierten Zimmer roch es nach Lads Selbstgedrehten. »Stopfst du deine Glimmstengel mit Seegras?« hatte ihn Judy einmal gefragt.

»Nur mit mindestens hundert Jahre abgelagertem«, hatte Lad Carner geantwortet und dabei sein entwaffnendes Jungenlächeln aufgesetzt.

Das Mädchen ging auf das Fenster zu, um zu lüften. Bei dieser Luft würde sie nicht schlafen können.

Sie bewohnte ein Apartment unter dem Dach. Zwei winzige Mansardenzimmerchen. Die Fenster wiesen auf einen tristen Hinterhof, den sie wegen des vorspringenden Dachs glücklicherweise nicht sehen konnte. Dafür schien am Morgen die Sonne auf ihr Bett, wenn der für die britischen Inseln zuständige Wettergott es nicht vorzog, die ganze Stadt in den berühmten Nebelschleier zu hüllen, was er die letzten Tage über versäumt hatte.

Die Nacht war sternenklar wie nur selten. Judy Pembroke inhalierte die kühler gewordene Luft und schloß dabei die Augen.

Als sie sie nach einer ganzen Weile wieder öffnete, stockte ihr der Atem.

Über die Dächer der angrenzenden Häuser huschte eine schemenhafte Gestalt.

Judy Pembroke hätte jeden Eid darauf geschworen, daß sie diese Gestalt kannte. Sie war ihr schon einmal begegnet. Vor zwei Tagen in der Chelsea Filiale der Barrel Trust Bank. Da war der zerknitterte Trenchcoat noch nicht so befleckt gewesen.

Der Mann turnte mit affenartiger Geschicklichkeit an Schornsteinen und Fernsehantennen vorbei, sprang über Brandmauern, kletterte über Dachplatten, näherte sich unaufhaltsam.

Jetzt hielt er inne und starrte zu ihr herüber.

Judy erkannte, daß seine Augen wie Kohlefeuer glühten.

***

Professor Zamorra duldete es nicht, daß Sir George Wishers offenbar einen langsameren Gang einlegen wollte. Er bestand darauf, daß der Bankdirektor sich sofort ans Telefon begab und seinen Personalchef aus den Federn holte. Trotzdem dauerte es mehr als zehn Minuten, bis sie endlich Judy Pembrokes Adresse herausgefunden hatten.

Sie erhielten sie auch nicht vom Personalchef, der extra in sein Büro hätte fahren müssen, sondern von der Polizeidienststelle, die der Banklehrling am nächsten Morgen aufsuchen sollte.

»Nein«, sagte Professor Zamorra zu Norna de Brainville und zu Wishers, die ihn unbedingt begleiten wollten. »Sie können Ihre Gäste nicht sich selbst überlassen, Mademoiselle. Doch wir treffen uns morgen früh in meinem Hotel. Um neun Uhr in der Frühstückshalle des Sheraton. Und Sie, Direktor, bleiben ebenfalls am besten, wo Sie sind. Möglicherweise geht es um Minuten, und ich möchte auf niemanden Rücksicht nehmen müssen. Bitte, haben Sie Verständnis, wenn ich Ihnen im Augenblick nicht mehr erklären kann. Uber Mademoiselle de Brainville können Sie mich jederzeit erreichen.«

Sir George Wishers wollte noch eine ganze Menge Fragen stellen, doch der Professor aus Frankreich machte keineswegs den Eindruck, als ob er auch nur eine einzige beantworten wollte. Whishers bekam nur so viel mit, daß der Mann offensichtlich auf eine heiße Spur gestoßen und seither durch nichts mehr zu bremsen war. Wie eine Lawine, die zu Tal donnert. Nur selten war Sir George Wishers einem ähnlich dynamischen Menschen begegnet. Doch er hatte Respekt vor ihnen. George Wishers hatte sich noch nie als Energiebündel gefühlt. Auch während seiner Jugendzeit nicht. Es galt als feiner auf der Insel, nicht zu hasten und mit Bedacht an die Dinge heranzugehen.

Für die Fahrt nach London hatten Nicole und Zamorra nicht das Flugzeug, sondern das Auto benutzt. Nicole Duval hatte es schon vor die Freitreppe des Glenmore Castle gefahren, als Zamorra mit wehendem Umhang die Stufen herunterstürzte.

»Meldon Street Nummer 8«, sagte er, während er sich auf den Beifahrersitz warf und den Wagenschlag hinter sich zukrachen ließ. »Du hast eine Ahnung, wo das ist?«

Nicole nickte nur. Sie war eine umsichtige Sekretärin. Sie war nicht nur das, sondern auch die Geliebte ihres Chefs. Doch vor allem war sie clever.

»Als ich die Adresse zum erstenmal hörte, habe ich sofort auf dem Stadtplan nachgesehen. Die Meldon Street liegt in Chelsea.«

»Bis wann können wir dort sein?«

»Ohne einer Verkehrskontrolle zu begegnen in einer knappen Viertelstunde«, sagte Nicole. »Es ist nicht allzuweit.«

Die dunkle Citroën Limousine schoß bereits mit wahnwitziger Geschwindigkeit den Westham Boulevard hinunter. Nicole war eine vortreffliche Fahrerin.

Sie hätte jederzeit an einer mit männlichen Größen bestückten Rallye teilnehmen können und trotzdem blendende Aussichten auf einen der ersten Plätze gehabt.

Doch Großstadtstraßen sind auch nachts nicht für die Austragung

von Rennen geeignet. Deshalb dauerte es nicht lange, bis hinter ihnen eine Alarmsirene aufheulte.

»Gib Gas, Nicole«, sagte Zamorra und hielt sich am Griff fest, um in den Kurven nicht gegen Nicoles Kurven geschleudert zu werden. Unter anderen Umständen hätte er absolut nichts gegen einen derart erfreulichen körperlichen Kontakt einzuwenden gehabt.

Doch die Umstände waren im Augenblick nicht sonderlich glücklich, um als Nährboden für irgendwelche Frühlingsgefühle zu dienen. Zamorra ahnte, daß die Zeit ungeheuer drängte, und seine Ahnungen kamen nicht von ungefähr.

Er war nicht nur anerkannter Wissenschaftler, belesener Forscher und Parapsychologe, der mit zahlreichen Werken an die Öffentlichkeit getreten war, die schon längst zur Pflichtlektüre für jeden angehenden Grenzwissenschaftler gehörten, sondern auch Dämonenjäger.

Keineswegs aus Passion.

Sein Schicksal hatte ihm diese Verantwortung auferlegt, und Professor Zamorra trug sie mit berechtigtem Stolz. Begonnen hatte alles, als er vor wenigen Jahren ein altes Château hoch über dem lieblichen Loiretal in Frankreichs sonnigem Süden erbte. Einst hatte es einem Urahn namens Leonardo de Montagne gehört. Er galt nicht nur in seiner Zeit als berühmter Magier und Alchimist. Sein Ruf hatte sich hinweggerettet bis in unsere Zeiten, denn Leonardo de Montagne war es, der das »Zauberamulett« in seinen Besitz gebracht und damit der weißen Magie gesichert hatte.

Professor Zamorra hatte auch dieses silberne Amulett geerbt, und damit den Auftrag, Dämonen, Geister aus dem Zwischenreich immer dort zu bekämpfen, wo er auf sie traf. Denn dieses geheimnisvolle Amulett verlieh ihm Macht über bös wollende Wesenheiten, die immer wieder wie unaustilgbares Unkraut wuchernd in eine sogenannte »aufgeklärte Welt« hinauswuchsen, wo ihr Einfluß immer noch gefährlich verkannt und ins Lächerliche gezogen wurde.

Er wußte es besser. Es gab ein Reich der Dämonen und Gespenster, ein Hort vergessener Götter und Götzen, ein Gefängnis, vollbesetzt mit Kreaturen, an die Maßstäbe rationaler Denkensweisen nicht mehr angelegt werden konnten, weil die von den hochgelobten Naturwissenschaften etablierten Denkschablonen für sie keine Gültigkeit hatten. Dämonen waren anderen Gesetzmäßigkeiten unterworfen als sie in den Schulen gelehrt wurden.

Und deshalb hatte Professor Zamorra es so schwer. Er kämpfte nicht nur gegen widernatürliche Kreaturen, sondern auch gegen die Ignoranz seiner Mitmenschen, die ihre Augen auch vor Tatsachen fest verschlossen, die schon greifbar und aktenkundig geworden waren.

Der Überfall auf die Chelsea Filiale der Barrel Trust Bank war so eine Tatsache. Sämtliche Scotland-Yard-Spezialisten würden sich daran die

Zähne ausbeißen, und John Sinclair, der Geisterjäger, befand sich zur Zeit nicht in London.

Kurz dachte er an Lady Kensington. Ihr war es zu verdanken, daß er auf ein paar Tage vom Kontinent auf die Insel gekommen war. Er wollte der alten Dame, die einen eigenen spiritistischen Zirkel leitete, einen Gefallen erweisen, denn sie hatte den beachtlichen Betrag von 20 000 Pfund gespendet, mit dem die Einrichtung einer parapsychologischen Fakultät an einer amerikanischen Privat Universität mitfinanziert werden sollte. Lady Kensington hatte es auch organisiert, daß Professor Zamorra zu dem Sommernachtsball auf Gienmore Castle geladen wurde, den er jetzt in rasender Fahrt verließ.

Er drehte sich um und schaute durch die Heckscheibe. Der Polizeiwagen fiel ständig ab. Londons Cops mußten sich mit den untermotorisiertesten Kutschen Europas abquälen.

Der Westham Boulevard endete am Victory Square. Ein vierkantiger Obelisk stach in den Nachthimmel. Nicole bog regelwidrig rechts in den Kreisverkehr ab. Der Gummi eines halben Reifens blieb auf dem Asphalt. Jämmerliches Kreischen ließ die Bewohner der anliegenden Häuser steil aus ihren Betten fahren. Dann mit Vollgas hinein in die Waterloo Road, von der die Meldon Street abzweigte. Weit abgeschlagen folgte der Streifenwagen. Das Heulen der Sirenen ging im Quietschen der Citroën-Bremsen unter.

Zamorra sprang aus der schwarzen Limousine.

»Beschäftigte dich mit den Bobbys!« rief er Nicole noch zu. »Halte sie auf.«

Dann stürmte er auch schon auf das Haus zu, in dem angeblich Judy Pembroke wohnte.

Vom Dach herunter tönte ein gellender Schrei.

***

Judy Pembroke hörte weder das das Sturmläuten an ihrer Wohnungstür, noch war sie fähig, das Fenster zu schließen. Sie stand wie angewurzelt und sah der Gestalt zu, wie sie näherkam.

Nur noch das Dach eines einzigen Hauses lag zwischen ihr und dem rotbärtigen Mann aus der Bank. Das Dach lag etwas tiefer als das, unter dem das Mädchen wohnte.

Der Räuber im besudelten Trenchcoat sprang hinab wie eine Katze, landete mit traumwandlerischer Sicherheit auf dem First und balancierte aus. Judy Pembroke verlor ihn kurz aus den Augen.

Endlich gelang es ihr, sich aus der Starre zu lösen. Sie brachte die Nerven auf, das Fenster zuzuschlagen und den Verriegelungshebel vorzulegen. Ein lächerliches Hindernis, wenn der Mann es darauf anlegte, gewaltsam einzudringen.

Alles sprach dafür. Warum sollte er sonst zu dieser Stunde

auftauchen? Auch noch auf diesem Weg.

Judy bemerkte erst, daß sie immer noch schrie, als ihre Lungen leer waren und das Blut in ihren Schläfen rauschte. Japsend schnappte sie nach Luft, kämpfte gègen das würgende Gefühl in ihrem Hals an. Gehetzt sah sie sich um. Nun hörte sie auch das Klingeln in der kleinen Diele. Es brach ab.

Kam Lad zurück?

Eine wilde, verzweifelte Hoffnung ergriff von ihr Besitz. Sie rannte auf den Ausgang zu. Mit ihren hohen Absätzen verfing sie sich am aufgerollten Rand eines billigen Sisalteppichs. Sie riß die Arme nach vorn und konnte so den Sturz gerade noch abfangen. Trotzdem schlug sie sich empfindlich an der Hüfte an.

Sämtliche Lampen in der kleinen Wohnung brannten. Das rohe Gesicht am Fenster war unübersehbar.

Kurz preßte sich eine platte, deformierte Nase gegen die Scheibe. Dann tauchte eine mächtige, am Handrücken schwarz behaarte Faust ins Blickfeld. Sie kam direkt auf die Scheibe zu. Klirrend zerbarst das Glas. Judy Pembroke hatte die Kraft für einen weiteren schrillen Schreckensschrei.

Sie lag immer noch auf allen vieren, stemmte sich hoch und konnte doch den Blick nicht von dieser Fratze an ihrem Fenster wenden.

Das war kein menschliches Gesicht mehr. Es war das Gesicht einer reißenden, mordlüsternen Bestie ohne Gefühl und Verstand. Scherben hatten eine breite Furche über die rechte Wange geschnitten. Noch entstellter wirkten die brutalen Züge im fast quadratischen Schädel. Dicke schwere Blutstropfen drangen aus der klaffenden Wunde. Die Gestalt setzte das erste Bein über die Fensterbrüstung, schob den Oberkörper durch die Öffnung. Mächtige Pranken waren zu greifenden, zuckenden Klauen geformt.

Judy Pembroke rappelte sich endlich vollends hoch. Jemand klopfte wie irrsinnig gegen die Wohnungstür, rief ihren Namen. Eine Männerstimme, die das Mädchen noch nie gehört hatte.

»Machen Sie auf, Miß Pembroke! Schnell!«

Hatte der Rotbärtige noch einen Kumpanen mitgebracht? Wollten sie ganz sicher gehen, daß sie nicht entkam?

Judy Pembroke zögerte die entscheidende Sekunde zu lange. Der Rotbärtige stand bereits im Zimmer. Aus seinem verzerrten Mund drang ein heiseres Grollen. Mechanisch setzte er einen Fuß vor den anderen, näherte sich wie eines von Frankensteins geistlosen Monstern.

Das Mädchen versuchte, sich zur Tür zu retten, hörte nicht mehr, was draußen gerufen wurde. Wie versteinert wartete sie ab, bis diese klauenartigen Pranken sich schwer auf ihre bebenden Schultern legten, sie gegen den Boden drückten.

Dann umfaßten affenlange Arme ihre zarte Taille wie zugreifende Schaufeln eines Krans. Sie wurde hochgehoben und zappelte im Reflex mit den Beinen. Dâs Monster schleppte sie keuchend auf das Fenster zu. Judy Pembroke roch seinen stinkenden Atem, mußte Zusehen, wie der Mann mit unmenschlicher Kraft gegen das halbhohe Fensterbrett trat und es halb aus seiner Verankerang riß. Verputz rieselte von der Decke und von der Wand, Kühle Nachtluft drang herein, fuhr in Judy Pembrokes halblanges, braungewelltes Haar. Die Sinne drohten ihr zu schwinden.

Sie nahm nur noch wahr, wie sie ins Freie gehoben wurde, eine Hand sie daran hinderte, auf das verrostete Schneegitter an der Dachkante zuzurutschen, über das sie unweigerlich in die Tiefe der Straßenschlucht gestürzt wäre.

Schließlich aus ihrer Wohnung das berstende Krachen der zersplitternden Tür, das Klirren der Kette, die aus ihrer Halterung gerissen wurde.

Mit einem letzten Blick zurück sah sie noch einen ihr unbekannten Mann, der samt der Türfüllung in die kleine, schlauchförmige Diele fiel und im Fallen noch einen Mantel von den Haken riß.

Das Monster, das sie gepackt hatte, zerrte sie vollends hinaus in die Nacht über den Dächern der Meldon Street. Der fremde Mann, der sogar in diesem Sekundenbruchteil, den sie ihn nur gesehen hatte, vertraueneinflößend wirkte, rief ihr etwas nach.

Judy Pembroke verstand die Worte nicht. Sie konnte nicht französisch sprechen. Doch mit einem Male faßte sie wieder Hoffnung.

***

Professor Zamorra sah den Rotbärtigen gerade noch mit seiner Beute aus dem Fenster entschwinden, sah noch das Aufglitzern von Hoffnung in den Augen des Mädchens, das Judy Pembroke sein mußte. Er zögerte keine Sekunde, der fliehenden Gestalt nachzusetzen.

Aus der Sicherheit, mit welcher sich diese Kreatur mit dem sich windenden Mädchen über die Dächer fortbewegte, schloß Zamorra, daß der Mann entweder ein gottbegnadeter Artist war oder vom Atem der Hölle angeweht sein mußte.

Zamorra war als Kletterer auch nicht schlecht. Trotzdem hatte er das Gefühl, als würden seine Knochen zu Wasser werden, als er sich auf die nachtfeuchten Dachplatten hinauswagte. Staub hatte sich mit Kondenswasser zu einem tückischen, schmierigen Film vermischt, der aus einem unsicheren Tritt einen Schritt in den sicheren Tod machen würde.

Aus dem Handschuhfach der Limousine hatte Zamorra noch eine großkalibrige Pistole geholt, bevor er das spitzgiebelige Haus stürmte.

Jetzt riß er die Waffe heraus und brachte sie in Anschlag.

Er zielte auf die Beine des Mannes, als der eine Dachschräge überwunden hatte und Zamorra sicher sein konnte, daß das Mädchen bei einem Treffer nicht in die Tiefe stürzen würde.

Grell zuckten zwei Mündungsblitze aus dem Lauf, fraßen sich durch die nachtschwarze Dunkelheit auf das Ziel zu. Ganz deutlich erkannte Zamorra im Donner der beiden Detonationen, daß er getroffen hatte. Trotzdem stolperte die riesenhafte Gestalt weiter. Da wußte Zamorra, daß er es mit keinem menschlichen Gegner zu tun hatte. Ein Mann hätte mit zerschmetterten Gliedern liegenbleiben müssen. Der Rotbärtige jedoch stapfte unverdrossen weiter, stieß nur ein wütendes, heiseres Gebell aus.

Zamorra dankte seiner Vorsicht, das wertvolle silberne Amulett nicht zu Hause auf Château de Montagne gelassen sondern mit nach London genommen zu haben. Jetzt konnte es ihm nützlich sein.

Er griff in den Halsausschnitt seines Hemdes und zerrte sich mit einer wilden Bewegung das Medaillon über den Kopf, das er an einer Kette an der Brust getragen hatte. Als er das kalte Wundermetall in seiner geschlossenen Hand spürte, wurde er schlagartig ruhiger. Die Gewißheit, dem fliehenden dämonischen Wesen nun ein ebenbürtiger Gegner zu sein, ließ ihn schneller vorwärtskommen. Die Pistole steckte er in die Tasche zurück.

Der Rotbärtige hatte seinen Vorsprung auf etwa dreißig Meter vergrößert. Er hastete mit seiner schreienden und zappelnden Beute immer noch über Dächer und Firste. Zamorra setzte ihm beherzt nach, gewöhnte sich mit jedem Sprung, mit jedem Schritt, besser an die ungewohnte Hindernisstrecke.

Trotz seines Professorentitels war Zamorra ein durchtrainierter Mann, der sich ständig fit und auf der Höhe auch seiner körperlichen Leistungskraft hielt. Schließlich bemerkte er, daß der Abstand zum Fliehenden sich verringerte. Er schien nach einer Möglichkeit zu suchen, nach einer Stelle, an der er die Dachlandschaft unbeschadet wieder verlassen konnte.

Die Zeit, die er dazu brauchte, kam Zamorra zugute. Nur mehr fünfzehn Meter.

Der stämmige Mann, der vermutlich ganz allein für den mysteriösen Bankraub in der Barrel Trust verantwortlich war, hatte ein Flachdach erreicht. Auf der von Zamorra wegweisenden Seite war undeutlich eine Plattform auszumachen, ein Geländer, das vermutlich zu einer außenliegenden Feuertreppe gehörte. Das Mädchen hatte der mit Kugeln nicht verwundbare Hüne inzwischen geschultert und es mit einem Schlag zum Schweigen gebracht. Judy Pembrokes Beine pendelten wie die Perpendikel einer Uhr seinen breiten Rücken hinunter als diese Kreatur des Satans sich an den Abstieg machte.

Da war auch schon Zamorra heran. Unter ihm, im nächsttieferliegenden Stockwerk, wandte die Gestalt sich ihm zu. Das fahle Mondlicht beschien ein zu einer häßlichen Fratze verzerrtes Gesicht, aus dessen Wange Blut in den Kragen rann. Ein heiseres Grollen tönte herauf. Der Fliehende mußte eingesehen haben, daß er seinen Verfolger nicht abschütteln konnte, solange er noch durch das Mädchen belastet war. Er ließ die Bewußtlose auf den Gitterrost zu seinen Füßen gleiten und stellte sich allem Anschein nach zu einem mörderischen Kampf. Er wollte nicht länger Fersengeld geben. Er wollte den lästigen Mann in seinem Rücken ein für alle Mal abschütteln.

Zamorra nahm den Fehdehandschuh auf, den das Wesen ihm hier hinwarf. Als er sah, daß das bewußtlose Mädchen nicht mehr abstürzen konnte, schwang er sich über das verrostete Geländer, ließ sich fallen und kam nur zwei Schritte von der Dämonenkreatur entfernt auf. Sofort wandte der Hüne sich zum Angriff.

Die geballte Faust blieb knapp vor Zamorras Kopf in der Luft hängen, als wäre sie gegen eine undurchdringliche Mauer gestoßen.

Die Wirkung des Zauberamuletts!

Wut und maßlose Enttäuschung malten sich auf die von Lastern gezeichneten Züge des Riesen. Glomm nicht auch ein Funken plötzlichen Verständnisses in seinen dunklen Kohleaugen? Erkannte dieses Wesen, daß es hier mit seinen dämonischen Kräften nicht mehr weiterkam?

Zamorra wollte seinerseits zupacken, wollte dem Monster das Mal Leonardo de Montagnes auf die Stirn brennen, wonach die meisten Wesen dieser Art zerfielen, ihre widernatürliche Existenz sich im Labyrinth der Zeiten auflöste.

Ein dumpfer, gequälter Schrei des Schmerzes und der Pein drang aus dem weit geöffneten Rachen. Dann eine blitzschnelle Reaktion, mit der Zamorra schon nicht mehr gerechnet hatte.

Das magische Silber vor Augen, ließ die Kreatur seine Beute im Stich, stieß ein tierisches Brüllen aus und warf sich mit hocherhobenen Händen über das niedrige Geländer der Feuerleiter, als wolle er davonfliegen wie ein riesenhafter Vogel.

Das Brüllen riß auch nicht ab, als das Wesen wie ein Stein und mit flatterndem Trenchcoat die letzten fünf Stockwerke in die Tiefe stürzte.

Deutlich vernahm Zamorra das Klatschen des Aufpralls. Er beugte sich in den Abgrund hinaus und Wurde so Zeuge, wie das Wesen sich erhob, als hätte es sanft und sicher aufgesetzt.

Mit fliegenden Mantelschößen verschwand der Hüne in einer Seitengasse und tauchte nicht mehr auf.

Keuchend wie ein alter Blasebalg sah Professor Zamorra ihm nach. Es

hatte keinen Zweck mehr, die Verfolgung aufzunehmen.
Judy Pembroke schlug soeben die Augen auf.

***

Professor Zamorra war gezwungen, aus dem Stegreif eine Geschichte zu entwickeln, die er den Polizisten aus dem Streifenwagen auftischen konnte. Sie mußte einigermaßen plausibel klingen und andererseits auch nicht zu viel verraten, denn der Dämonenjäger hatte wenig Lust, sich den Rest der Nacht auf einem Polizeirevier um die Ohren zu schlagen, wo er sich mit von Okkultismus in jeder Erscheinungsform unbehauchten Polizeibeamten hätte auseinandersetzen müssen.

So zog er es vor, nichts von dem Sturz des Monsters zu erwähnen und auch nichts von seinem Amulett, das schon längst wieder hinter seinem Hemd verschwunden war.

Statt dessen tischte er die Geschichte auf, er hätte von George Wishers erfahren, daß eine seiner Angestellten einen der Bankräuber identifizieren könnte. Er hätte plötzlich das Gefühl gehabt, dieser Mann wolle die lästige Zeugin beseitigen. Das Abenteuer des Abends hätte ihm schließlich recht gegeben.

Die Cops im Streifenwagen sahen einen übergesetzlichen Notstand als gegeben und kreideten dem Professor aus Frankreich und seiner Sekretärin die Amokfahrt durch das nächtliche London nicht weiter an, nachdem auch Judy Pembroke Zamorras Angaben Punkt für Punkt bestätigte.

Das Mädchen wurde in ein nahegelegenes Krankenhaus gebracht. Der Schock, den sie davongetragen hatte, war ausschlaggebend für diese Maßnahme gewesen. Nicht die leichteren Schürfwunden und Prellungen.

Gegen zwei Uhr früh wurden Zamorra und Nicole entlassen. Todmüde fielen sie in ihre Hotelbetten. Der Morgen sah sie bereits wieder frisch geduscht und leidlich erholt. Zamorra führte Nicole in die Frühstückshalle des Sheraton. Es war acht Uhr vorüber.

Sie paßten sich der Landessitte an und verzichteten auf den ohnehin ungenießbaren Kaffee. Sie tranken Tee und wählten dazu ein amerikanisches Frühstück mit getoasteten Weißbrotscheiben, Eiern, Wurst und Käse.

Als Nicole mit wiederhergestelltem Appetit die letzten Krümel von ihrem Teller pickte, sah Zamorra Norna de Brainville und ihren Verlobten durch die Halle kommen. Er hob den Arm, um sich bemerkbar zu machen. Das junge, hübsche Paar nahm Platz.

Mit knappen Worten erzählte Zamorra, was er in der vergangenen Nacht noch erlebt hatte. Diesmal sprach er im Klartext. Er ließ nicht unerwähnt, daß es ein dämonisches Wesen gewesen sein mußte, das Judy Pembroke verschleppen hatte wollen und vermutlich ermordet

hätte, wenn Zamorra nicht so unversehens dazwischengefahren wäre.

Norna de Brainville hörte mit steinerner Miene zu. Ein Zeichen von Schuldbewußtsein? Weil sie Kräfte der Finsternis für sehr profane Zwecke mißbraucht hatte?

Jake Brabham, ihr blonder, gutaussehender Verlobter, schien inzwischen eingeweiht zu sein. Er zog dasselbe betretene Gesicht wie seine Angebetete.

Zamorra bereute es inzwischen halb, die Illusionistin und ihren Freund zu so früher Stunde ins Sheraton gebeten *zu* haben. Noch glaubte er, es mit zwei verschiedenen Problemkreisen zu tun zu haben.

Wenn eine Bühnenkünstlerin sich mehr als zwielichtiger Machenschaften bediente, um spektakuläre berufliche Erfolge zu haben, dann war das eine Sache. Wenn ein mordender Dämon nachts über die Dächer von Chelsea zog, um ein Mädchen umzubringen und obendrein allem Anschein nach und Zamorras sämtlichen einschlägigen Erfahrungen zum Trotz Banken überfiel, so war das eine andere. Beide Fälle waren nicht unter einen Hut zu bringen.

Aber Norna de Brainville war nun mal hier, und Zamorra, wollte sie nicht wieder unverrichteter Dinge nach Hause schicken.

Im Augenblick kam er in der Aufklärung der mysteriösen Verfolgungsjagd der Nacht und ihrer Hintergründe ohnehin nicht weiter. Was lag dann näher, als mittlerweile die Quelle aufzustöbern, aus der die Illusionistin das Buch über die Geheimwissenschaften der alten Khmer gezogen hatte?

»Kurulu hieß also dieser Mann, der Ihnen die Abschrift verschafft hat?« vergewisserte sich Zamorra. »Und Sie können mich zu ihm führen?«

Norna de Brainville nickte.

»Deshalb sind wir gekommen. Aber eigentlich war Jake es, der mich auf diesen Kurulu aufmerksam machte.«

Zamorra zog eine Augenbraue hoch und fixierte den jungen Mann, von dem er schon vor dem Maskenball auf Glenmore Castle erfahren hatte, daß er mit der Illusionistin das Lager teilte und selbst unverschämt reich war. Er konnte von den Zinsen eines Vermögens leben, das Vater und Großvater ihm hinterlassen hatten. Es sprach für ihn, daß er es nicht dabei bewenden ließ. Obwohl er immer wieder in den Klatschspalten halbseidener Regenbogenpublikationen auftauchte, so ließ er es dennoch nicht bei einem bloßen Playboy-Dasein bewenden. Er benützte sein Geld und seinen Einfluß um verschiedene große Entwicklungsprojekte in Ländern der Dritten Welt durchzuboxen.

»Es stimmt«, gab Jake Brabham zu. »Ich habe Norna da hineingeritten. Anfangs hielt ich alles für einen Riesenspaß.«

Professor Zamorra hielt es für besser, den Mann nicht mit Fragen zu unterbrechen. Er wollte zuhören.

»Es war vor rund einer Woche«, fuhr Jake Brabham sinnierend fort. »Ab und zu habe ich das Befürfnis, aus dieser feingelackten Gesellschaft auszubrechen, in der ich mich sonst bewegen muß.« Er grinste schmal. »Dann mache ich es wie Harun al Radschid, tarne mich mit Klamotten aus zweiter Hand und mische mich unters niedere Volk, wie man wohl sagt. Wenn man immer nur auf hochgestochenen Partys irgendwelcher blasierter Leute herumlungert, verliert mal leicht den Blick für das Wesentliche. Finden Sie nicht auch, Professor?«

Der junge, etwa dreißigjährige Mann, begann Zamorra sympathisch zu werden. Er mußte sein anfängliches Urteil, Jake Brabham wäre nur irgendein reicher Schnösel, revidieren.

Deshalb nickte er ermunternd. »Ich breche auch von Zeit zu Zeit aus und lasse womöglich alle gängigen Konventionen hinter mir.«

Jake Brabham lächelte ihn dankbar an.

»Vor einer Woche war ich wieder mal so weit«, gestand der Verlobte der Illusionistin. »Ich ging auf einen meiner Trips, wie ich diese Ausflüge nenne. Und dabei verschlug es mich in die Gegend der Docks. Ich hatte schon ziemlich etwas intus, als ich von einem Polynesier angesprochen wurde. Von diesem Kurulu eben. Er hat mir schauderhafte Geschichten von Geistern und Dämonen erzählt. Es war richtig lustig. Schon lange hatte ich mich nicht mehr so prächtig amüsiert. Ich fürchte, wir haben dabei gesoffen wie die Stiere.«

Jake Brabham schaute seine gepflegten Fingernägel an. »Jedenfalls kam dieser Kurulu auf die Idee, mich mit zu sich nach Hause zu nehmen. Er könne mir dort beweisen, daß es wirklich Dämonen gibt. Er würde sogar damit handeln. Herrgott — ich habe Tränen gelacht. Aber ich ging mit ihm. Und ab jetzt kann ich Sie nur mehr mit Vermutungen bedienen, Professor. Ich war schon voll bis zum Rand. Die Erinnerungen an den Rest der Nacht sind nur mehr äußerst nebelhaft. Jedenfalls glaube ich noch zu wissen, daß mir dieser Kanake einige ungeheuere Zaubertricks vorgeführt hat. Richtig gespenstisch. Von Norna her bin ich ja einiges gewöhnt. Trotzdem fiel ich wohl aus allen Wolken. In meinem Suff fiel mir ein, daß ich Norna etwas Gutes tun und ihm einige Tricks abkaufen könnte. Draufhin gab er mir das Bündel Papier, das Norna Ihnen schon gezeigt hat. Erst zwei Tage später stellte ich anhand meiner Kontoauszüge fest, daß ich dafür einen Scheck über tausend Pfund ausgestellt hatte. Mir wurde nachträglich übel, aber da hatte Norna schon mit dem Experimentieren begonnen. Von meinem anfänglichen Plan, diesem Kurulu die Visage zu polieren, ließ ich deshalb wieder ab. Norna meinte, die Blätter wären den Preis mehr als wert gewesen. Wir verfolgten die Geschichte dann nicht weiter, auch wenn uns beiden

nicht mehr ganz wohl war. Aber jetzt sollte Ihnen Norna erzählen, was weiterhin passierte.«

»Nicht mehr viel«, nahm die Illusionistin den Faden auf. »Mit Magie und Parapsychologie hatte ich mich praktisch schon von Kindesbeinen an beschäftigt. Ich bemerkte sofort, daß ich mit diesem äußerlich so unscheinbaren, ja schäbigen Faksimile ein Werk von unschätzbarem Wert in Händen hatte. Ich hatte also auch keinerlei Interesse daran, es wieder aus der Hand zu geben. Jake hat noch ein wenig verrückt gespielt, aber er verzichtete auf mein Drängen darauf, diesem Kurulu, die Visage zu polieren, wie er sich eben so bildhaft ausdrückte.«

»Aber Sie finden die Wohnung dieses Mannes wieder?« hakte Professor Zamorra in Richtung Jake Brabhams nach.

Der zuckte leicht mit den Schultern. »Ich hoffe es. Ich ließ nämlich damals meinen Wagen stehen und fuhr mit einer Taxe nach Hause zurück. Das Auto holte ich am nächsten Nachmittag bei der Polizei ab. Es wurde abgeschleppt, weil ich es mitten im schönsten Halteverbot abgestellt hatte. Zum Glück, muß ich sagen. Weil ich es alleine kaum mehr gefunden hätte. So aber weiß ich noch, wo die Karre stand. In der Grove Road in Soho. Dort, in dieser Ecke müßte dieser Kurulu auch seine Bude haben. Ich erinnere mich nur mehr daran, daß wir nicht Treppen hinauf, sondern hinabgestiegen sind. Er muß irgendwo im Souterrain hausen.«

»Und Sie trauen sich zu, diese ›Bude‹ wiederzufinden?«

»Ich kann’s zumindest versuchen«, antwortete Jake Brabham.

***

Sie benutzten zur Hinfahrt Zamorras Wagen. Nicole saß wieder am Steuer. Sicher brachte sie Chef und Gäste heil durch den brandenden Verkehr bis nach Soho, dem Amüsierviertel Londons.

Die Gegend ist weitaus berüchtigter als sie es verdient. Ähnlich wie die Seine-Metropole zehrt auch Soho noch vom schlechten Ruf längst vergangener Zeiten. Etablissements, in denen vergnügungssüchtigen Nachtfaltern wirklich Ausgefallenes geboten wurde, waren über die ganze Stadt verteilt. Aus den Zeiten Jack the Rippers waren nur die dunklen Häuserzeilen, die engen Gassen, die von den Jahren angegrauten Backsteinbauten geblieben.

Nepplokale und die verbotenen Porno-Shops säumten die Gassen und Straßen zusammen mit Würstchenbuden und den allgegenwärtigen Wettbüros.

Nicole fand einen Parkplatz nahe des Dudan Square, auf den einige Straßen sternförmig zuliefen. Eine von ihnen sollte die Grove Road sein.

Professor Zamorra überredete Norna de Brainville und Nicole, im Wagen zu warten, während er sich zusammen mit Jake Brabham auf

die Suche nach Kurulus ominöser Souterrainbehausung machen wollte.

An diesem Vormittag war das Wetter umgeschlagen, nachdem am frühen Morgen noch Sonnenstrahlen über die Stadt gefallen waren. Inzwischen nieselte es. Nebelwände standen wie gigantische Wattepuffer zwischen Häusern und in Gassen und Gäßchen, die zwei Männer kaum nebeneinandergehend passieren konnten. Doch die berühmte Londoner Waschküche war das bei weitem noch nicht. Man sah gut fünfzig Yard weit.

»Na?« fragte Zamorra düster, als sie die Grove Road das erste Mal hinaufgegangen waren. »Nichts bemerkt?«

Jake Brabham schlug den Mantelkragen hoch und schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Mein Wagen wurde aber von hier abgeschleppt. Dieser verdammte Laden rnuß doch zu finden sein.«

»Laden?« fragte Zamorra.

»Nun ja«, antwortete Jake Brabham achselzuckend. »Meine Erinnerungen sind, wie schon gesagt, reichlich bruchstückhaft, um mich einmal zahm auszudrücken. Doch wenn mich nicht alles täuscht, haben Kurulu und ich tatsächlich so eine Art Laden durchquert, bevor wir in seinem Zimmer weitertranken. Natürlich! Ich erinnere mich jetzt. Das Zimmer, in dem dieser Kanake schlief, war nur durch einen Vorhang von einem Laden abgetrennt. Ein seltsamer Laden, übrigens. In die Carnegie Street würde er keinesfalls passen.«

Jake Brabhams dürftiger Scherz konnte Zamorra nicht zum Schmunzeln bringen. Im Gegenteil — er verstärkte noch den Unmut, der immer hartnäckiger in ihm gärte. Zamorra mußte sich eingestehen, daß er sich vorkam wie einer, den man eingemauert und zu einem Spaziergang durch Wald und Flur ermuntert hatte.

Einesteils trieb es ihn dazu, den Überfall auf die Bank weiterzuverfolgen, wobei er nicht die geringste Ahnung hatte, wie er an neue, brauchbare Fakten herankommen sollte; andererseits nistete sich in ihm die Angst ein, zu viel wertvolle Zeit zu verlieren, wenn er diesen Kurulu noch länger vergeblich suchte.

Dennoch — irgendeine dumpfe Ahnung sagte ihm, daß der kuriose Besitzwechsel des Chatelneau Faksimiles etwas mit dem Banküberfall zu tun hatte.

Bei Zamorra waren derartige Ahnungen durchaus nichts Ungewöhnliches. Die ständige Beschäftigung mit Übersinnlichem hatte in ihm Fähigkeiten herausgebildet, die Normalsterblichen für immer verwehrt bleiben. »Die Umwelt formt den Menschen«, heißt es, und niemand zweifelt ernsthaft an diesem Lehrsatz. Die Beschäftigung mit Geistern und Dämonen, die Erforschung widernatürlicher Phänomene, hatten Professor Zamorra geformt, hatten ihn über seine Umgebung hinauswachsen lassen. Nicht zuletzt der verstärkenden Kraft des

magischen Amuletts wegen, glaubte er manchmal, außersinnliche Wahrnehmungen bei sich feststellen zu können.

Und nun sagte ihm sein Gefühl, daß das Auftauchen des Chatelneau Faksimiles auch etwas mit diesem Banküberfall und dem Mordversuch an Judy Pembroke zu tun hatte. Irgendwelche, auf rationalen Überlegungen basierende Gedankengänge hätte Zamorra nicht aufzeigen können.

Jake Brabham und Professor Zamorra schritten die Grove Road ein zweites Mal ab.

Der junge Mann musterte die Häuserzeilen, suchte sie besonders nach Treppenabgängen zu Souterrainwohnungen ab, während Zamorra sich auf das Silbermedaillon konzentrierte. Es war nicht ausgeschlossen, daß das Wundermetall Strömungen auffing, die ihm verborgen geblieben wären.

Das Amulett Leonardo de Montagnes hatte erwiesenermaßen die Eigenart, sich zu erwärmen oder sich sonst irgendwie bemerkbar zu machen, wenn es in den Bannkreis überirdischer Kraftentfaltungen geriet.

Zwischen den Hausnummern dreizehn und fünfzehn spürte Zamorra schließlich deutlich eine Veränderung am Metall. Es wurde tatsächlich wärmer.

Der Dämonenjäger hielt an. Auch Jake Brabham blieb stehen.

»Professor! Hier ist es bestimmt nicht. Weit und breit keine Souterrain Wohnung. Ich fürchte, meine Phantasie hat mir einen bösen Streich gespielt. Zusammen mit dem Alkohol, den ich vor einer Woche in mich hineingeschüttet habe.«

»Seien Sie still!« erwiderte Zamorra gröber als beabsichtigt. Er stand vor einer unscheinbaren Gasse, und eben hatte das Amulett zu vibrieren begonnen. Ein untrügliches Zeichen dafür, daß Jake Brabham sich gar nicht so sehr getäuscht hatte. Irgendwo in allernächster Umgebung mußte etwas sein, das sein Amulett aktiviert hatte.

Zamorra ging einige Schritte in die unscheinbare Gasse hinein. Jake Brabham folgte ihm unaufgefordert.

Die Schlucht zwischen den zweistöckigen Häusern war nicht sehr lang und öffnete sich bald wieder in eine weitere, etwas breitere Sackstraße, die abrupt vor einer Mauer endete.

»Das hier muß es sein!« stieß Brabham plötzlich aus. »In jener Nacht bin ich noch mit dem Schädel gegen diese Mauer gerannt. Ich hatte sie vollkommen übersehen. Das ist die Straße. Jetzt bin ich mir ganz sicher. Gleich da vorne ist auch der Abgang zu dieser Kellerwohnung.« Er streckte seinen Zeigefinger aus und rannte schon mal vor. Zamorra eilte hinter ihm her.

»Stopp«, sagte er dann. »Wir wollen nichts überstürzen, Mister

Brabham. Sind Sie ganz sicher?«

Brabham griente. »Den Umständen entsprechend. Aber wenn wir hier nicht am Ziel sind, können wir die Suche aufgeben. Dann finde ich die Bude des Kanaken nie mehr.«

Zamorra antwortete nicht.

Er betrachtete das verwitterte Schild, das über dem Eingang zur Souterrainwohnung angebracht war. Chinesische oder irgendwelche andere fernöstliche Schriftzeichen. Er konnte sie nicht entziffern, und eine Übersetzung in eine der westlichen Sprachen fehlte.

Doch in einem normalen Fenster, gleich neben dem Eingang, waren Utensilien ausgestellt, die Zamorra wieder bekannt vorkamen. Ihm wurde klar, daß er vor einer Art Apotheke stand, wie man sie auf dem ganzen indischen Subkontinent antrifft, auf den Inseln Indonesiens, auf den Philippinen und auch auf dem malaiischen Archipel.

Hier wurden keine Medikamente aus westlichen Chemieküchen feilgeboten sondern Mittel und Mittelchen der in diesen Landstrichen noch weitverbreiteten kosmomagischen Medizin wie der Ajurveda oder der Kantara, die vielerorts bei den Einheimischen einen größeren Zuspruch genießt als Arztpraxen, die mit nach westlichem Standard ausgebildeten Doktoren besetzt sind.

Dort schluckte man bei Kopfschmerzen kein Aspirin sondern ein Pulver aus zermahlenen Haifischzähnen, man nahm kein Valium bei Erregungszuständen sondern inhalierte den Duft diverser Räucherstäbchen. Und wollte man ein Mädchen für sich gewinnen, dann machte man ihm nicht den Hof, sondern versuchte, ihm zerstoßenes Nashornbein beizubringen, was einem die Gunst des geliebten Mädchens für alle Zeiten sichern sollte.

Zamorra war nicht sonderlich erstaunt, mitten in London auf ein derartiges Geschäft zu stoßen. Ähnliche Läden gab es auch in der China Town New Yorks und San Franciscos, in den Grachten Amsterdams und Antwerpens, sogar in Marseille und überall sonst, wo europäische Städte exotische Völkerschaften aufgesaugt hatten.

Der Dämonenjäger spürte, daß er auf eine brandheiße Spur gestoßen war. Er konnte seine plötzliche Erregung kaum unterdrücken, als er seinen Daumen auf den Klingelknopf drückte, denn eine Klinke gab es nicht zur Tür, vor der er stand.

Aus dem Inneren des Hauses vernahm er einen melodischen Gong. Kurz darauf hörte er das Schlurfen von Pantoffeln über einen Pflasterboden. In der oberen Hälfte der Tür wurde ein Guckloch von den Ausmaßen einer größeren Briefmarke geöffnet. Das einzige, was Zamorra sehen konnte, war ein in braune Hautfalten eingebettetes Auge, das mißtrauisch und neugierig zugleich zu ihm herausstarrte.

Ein Schlüssel drehte sich knirschend im Schloß. Die Tür ging nur einen winzigen Spalt breit auf.

»Sie wünschen, Sir?« tönte es ihm in makellosem Englisch entgegen. Das Guckloch klappte zu.

»Eine Reklamation«, antwortete Professor Zamorra. Er gab die Sicht auf Jake Brabham frei, den er bisher mit seinem Körper verdeckt hatte. »Würden Sie bitte aufmachen, Mister Kurulu?«

Eine Vorhängekette wurde klirrend ausgehakt. Ein brauner, krausköpfiger Schopf schob sich in den sich geringfügig verbreiternden Spalt.

»Eine Reklamation?«

Jake Brabham erwies sich als äußerst geistesgegenwärtiger Mann. Ohne daß Zamorra ihm seine Rolle hätte gesondert eintrichtern müssen, schaltete er richtig.

»In der Tat«, sagte er und nahm den Platz an der Tür ein, den Professor Zamorra ihm bereitwillig räumte, »Sie haben mich vergangene Woche betrogen, mein Freund. Um tausend Pfund, um genau zu sein. Diese Summe knöpften Sie mir für ein paar wertlose Blätter Papier ab. Tausend Pfund sind aber nun mal eine Menge Geld.«

»Jake?« klang es unsicher aus der Tiefe des Gangs, der sich hinter der Tür ins Gebäude zog.

»Ganz richtig«, antwortete Norna de Brainvilles Verlobter in phantastisch gespielter unterdrückter Wut. »Ich bin Jake Brabham, und du hast mich angeschmiert, Kurulu. Tut man das mit Freunden? Wenn du keine Erklärung parat hast, überlege ich mir ernsthaft, ob ich dir nicht den Schädel einschlage.«

Der Mann hinter der Tür zögerte noch. Er konnte ganz offensichtlich Jakes Begleiter nicht richtig einordnen. Denn wie ein Schläger, den man sich als Verstärkung mitnimmt, um eine Meinungsverschiedenheit mit der Faust für sich zu entscheiden, sah Professor Zamorra wirklich nicht aus.

»Nun mach schon, Kurulu«, drängte Jake Brabham. »Es ist verdammt kalt hier. Ich reiße dir den Krauskopf schon nicht ab. Du kannst diesen gedruckten Unsinn mit einem angeblichen Text angeblicher alter Khmer aus einer angeblichen alten Tempelstadt irgendwo im Nirgendwo ja wiederhaben. Ich pfeife darauf. Aber auf die tausend Pfund, die du mir abgeknöpft hast, auf die kann ich nicht pfeifen. Wir verstehen uns? Natürlich kann ich auch die Ausländerpolizei auf den Plan rufen und…«

»Schon gut, schon gut, Jake. Komm herein. Aber der Fremde…«

»Ein guter Freund von mir«, schnitt ihm Jake Brabham das Wort ab. »Vor ihm brauchst du keine Angst zu haben. Eher schon vor mir.«

Der Kanake seufzte hörbar auf. Dann endlich öffnete er die Tür. Er musterte Zamorra, konnte bei dieser Beluchtung jedoch nur seine Silhouette erkennen. Dann fügte er sich endgültig in sein Schicksal, das ihm vormittags gegen zehn Uhr zwei ungebetene Besucher

beschert hatte.

»Kommt beide herein«, sagte er. »Aber mein Zimmer ist noch nicht aufgeräumt.«

»Meines auch nicht«, antworteten Jake Brabham und Professor Zamorra fast gleichzeitig. Zamorra hatte mit eingestimmt, weil er den Anschein, ein guter Bekannter Jake Brabhams zu sein, noch vertiefen wollte. Das gelang gemeinhin recht gut, wenn man auf Fremde traf und Tonfall sowie Wortwahl eines angeblichen gemeinschaftlichen Bekannten anschlug.

»Ihr trinkt einen Schluck mit mir?« fragte Kurulu hoffnungsfroh. Vielleicht hatte er wirklich Angst vor Schlägen.

»Natürlich«, antwortete Professor Zamorra, noch ehe Jake einen Ton sagen konnte. Er war mit seinem Verlegenheitspartner mehr als zufrieden. Jake hätte sich gar nicht wünschenswerter benehmen können.

Kurulü schlich voraus.

Er geht gebückt, dachte Zamorra. Dabei ist er mindestens ebenso groß wie ich oder Jake.

Zamorra mochte Menschen nicht, die devot den Kopf einzogen. Meist hatten sie etwas zu verbergen.

»Du mußt entschuldigen«, sagte der Malaie über die Schulter zurück und offenbar an Brabham gerichtet, »Ich hatte mich gehen lassen. Ich war auch nicht mehr ganz nüchtern.«

»Das konnte man dir ansehen«, brummte Jake Brabham. »Aber immerhin warst du am nächsten Tag noch nüchtern genug, meinen generösen Scheck einzulösen.«

Der Kanake hielt es nicht für nötig, darauf zu antworten. Er öffnete eine Tür an der rechten Flurseite. Brabham gab Professor Zamorra mit einem Zwinkern zu verstehen, daß er diese Räumlichkeiten noch nicht kannte.

Sie wurden in ein Wohnzimmer ohne Fenster geführt. Es war nicht sonderlich luxuriös, aber auch nicht billig ausgestattet. Vor allem fiel Zamorra auf, daß die Einrichtung in keiner Weise zu dem Malaien passen wollte.

Das Zimmer sah aus, als würde es nur selten benutzt. Schaltete man die Deckenbeleuchtung ein, begann eine Entlüftungsanlage zu schnurren.

»Hier haben wir aber nicht gezecht«, meinte Jake Brabham, und Zamorra hätte den jungen Mann für diesen Einwurf beglückwünschen mögen. Er hatte das seltene Talent, mit dem Finger genau in eine offene Wunde zu tippen.

Dieses »Wohnzimmer« war ganz offensichtlich ein Ausweichquartier für den Besitzer der Fernost-Apotheke. Er fühlte sich mit Sicherheit nicht wohl in diesem Raum, weil die Ausstattung all seinen

anerzogenen Erwartungen von einem gemütlichen Heim zuwiderlief. Ist jemand gezwungen, in der Fremde zu leben, so staffiert er zumindest seine eigenen vier Wände heimatlich- folkloristisch aus, wenn er nicht zu den äußerst seltenen Kosmopoliten zählt. Kurulu machte auf Professor Zamora keineswegs den Eindruck besonderer Weitgereistheit oder Weltgewandtheit. Auch wenn sein lupenreines Englisch fast ein wenig dagegen sprach.

Kurulu grinste über sein ganzes breites Gesicht mit den dunklen, aufgeworfenen Lippen. »In meinem Zimmer ist noch jemand«, sagte er in einem Ton, der nicht daran zweifeln ließ, daß dieser »Jemand« weiblichen Geschlechts und vermutlich unzureichend bekleidet war.

Trotzdem glaubte ihm Professor Zamorra nicht ein einziges Wort. Er war in der beneidenswerten Lage, Lügen förmlich »riechen« zu können.

Er wollte auch eben etwas Entsprechendes sagen, als Kurulu einen Revolver aus seinem seidenen Umhang holte und auf ihn anlegte.

Zamorra blieb keine Zeit für irgend welche Reflektionen mehr. Kurulu war der »Entweder-oder-Mann«.

Er feuerte sofort.

***

Nicole Duval liebte heißen starken Kaffee über alles. Tee vertrug sich nur in den allerseltensten Fällen mit ihren Magenschleimhäuten. Englischer Tee nie. Sie hatte Sehnsucht nach einem Espresso.

Als sie etwas weiter vorne in der Grove Street eine italienische Capuccino-Dependance entdeckte, gab es für sie kein Halten mehr. Norna de Brainville ließ sich überreden, mitzukommen.

Sie hatten die kleinen Täßchen noch nicht zur Hälfte geleert, aber Nicole fühlte sich schon vollkommen wohl, als sie fragte:

»Haben Sie das Chatelneau Faksimile eigentlich bei sich?«

»Oh!« machte Norna de Brainville überrascht. »Ich wollte es Jake mitgeben. Es liegt in seinem Aktenkoffer, und der Koffer liegt in Ihrem Wagen.«

Nun war die Reihe an Nicole Duval, ihren Mund zu einem überraschten »Oh!« zu spitzen, denn ihr Chef hatte ihr noch während des Frühstücks erklärt, daß er jene Blätter gerne bei sich gehabt hätte, wenn er auf den Verkäufer treffen sollte. Um ihm nachhaltig auf den Zahn zu fühlen und etwas dafür in der Hand zu haben.

Nicole hatte Zamorra und Jake Brabham in der schmalen Gasse verschwinden sehen. Sie wußte also, wo sie die beiden suchen mußte.

»Wir müssen Ihnen das Buch Chatelneau nachbringen«, sagte sie entschlossen. »Trinken Sie ganz schnell aus, Norna?«

Nicole ließ den Rest des Espressos stehen. Nicht einmal schweren Herzens, denn sie war bereits wieder voller Tatendrang. Wie immer,

wenn sie glaubte, ihrem Chef und Geliebten entscheidend helfen zu können.

Manchmal allerdings hatte sie sich und Zamorra durch solche ungezielten Einzelaktionen schon in tollste Gefahren gestürzt. Wenn es jeweils so weit war, dachte Nicole Duval nicht sonderlich darüber nach. Sie war ein äußerst impulsives Wesen. In allem, das Weibliche betreffend, sagt man wohl kapriziös dazu, was ja auch nur eine in gewissem Maße höfliche Umschreibung einer ganz spezifischen Art von Unberechenbarkeit bedeutet.

Norna nahm noch ihren letzten Schluck und ließ sich von der Französin hinaus auf die Straße ziehen. Der Kellner rief die beiden Damen nochmals zurück, weil beide in der Eile zu zahlen vergessen hatten.

Dann jedoch gab es kein Halten mehr.

In Sekundenschnelle war Nicole Duval am Wagen, hatte sich Jakes Aktenkoffer geschnappt und befand sich schon in der Straße, nach der Zamora und Jake Brabham so lange vergeblich gesucht hatten.

Zu einer Souterrainwohnung stand die Tür offen. Daneben im Fenster Kräuter und Schälchen, die Nicole nur wenig sagten. Der Schuß im Inneren des Gebäudes sagte ihr viel mehr.

***

Der Malaie Kurulu war zweifellos ein schneller Schütze. Doch zu Zamorras Glück erwies er sich als miserabler noch dazu.

Die Kugel drang fast eine halbe Armlänge an Zamorras Kopf vorbei in die Wand, wo sie in einer gestickten Gobelinfigur ein drittes Auge mitten auf der Stirn hinterließ.

Gleichzeitig ließ sich Zamorra fallen. Die Pistole, die er in der letzten Nacht vergeblich eingesetzt hatte, jetzt hätte er sie gerne aus der Tasche gezogen. Doch er war unbewaffnet gekommen.

Im Gegensatz zu Jake Brabham, der auf eine Sakkoartillerie nicht verzichtet hatte. Er riß eine Parabellum heraus, als der Verputz von den Wänden den Boden noch nicht erreicht hatte.

Weil er sich gleichzeitig fallenließ, fehlte er. Das Projektil aus seiner Kanone flappte mit einem häßlichen Geräusch in den Türbalken oberhalb Kurulus Kopf.

Der Kanake zeigte keinen übertriebenen Ehrgeiz, sich mit Jake Brabham oder Professor Zamorra weiter anzulegen. Er gab Fersengeld.

Brabhams nächster Schuß traf nur mehr die Wand, vor der der Malaie noch einen Sekundenbruchteil vorher gestanden hatte.

Dann ein Gezeter vom Eingang her. Ein Patschen, von dem Zamorra nicht wußte, daß Nicole es verursacht hatte, als sie dem völlig verdutzten Kosmo-Apotheker Jakes Aktentasche mitten ins Gesicht geknallt hatte. Danach eine Reihe undefinierbarer Geräusche und das

Hasten von Männertritten über Kopfsteinpflaster. Wütende, spitze Schreie von Nicole. Die erkannte Professor Zamorra wieder.

Kurz darauf sah er seine Sekretärin auch ins Zimmer kommen. Mit hochrotem Kopf, wirrer Frisur und erklärtem Mordwillen im Gesicht.

Für ihren Chef hätte sie alles gemacht.

»Wenn du ihn noch einholen willst, mußt du laufen«, sagte sie. »Mehr als zwanzig Meter Vorsprung hat er keinesfalls. Du willst laufen?«

Zamorra entwand dem ratlos herumstehenden Jake Brabham schon die Parabellum.

»Ich werde laufen wie noch nie in meinem Leben«, sagte Zamorra und spurtete los.

***

Er sah Kurulu gerade noch in jene Gasse huschen, durch die sie hergefunden hatten. Der Polynesier rannte, als seien zehn Teufel hinter ihm her.

Zamorra fragte sich vergebens danach, was sie falsch gemacht hatten. Anfangs hatte Kurulu durchaus den Eindruck gemacht, als wäre er zu einem Gespräch bereit.

Doch im Augenblick war es müßig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Zamorra verlor den Kanaken bereits wieder aus dem Blickfeld, sah ihn erneut, als auch er das Ende der Gasse erreicht hatte. Kurulu bog in die Grove Street ein, hastete weiter und sah sich dabei einmal um.

Er stieß mit einem anderen Passanten zusammen, beide kamen ins Stolpern, und Professor Zamorra triumphierte bereits.

Zu früh, wie sich gleich darauf zeigen sollte. Wieselflink kam Kurulu wieder auf die Beine. Diesmal sah er sich nicht mehr um. Zielstrebig steuerte er einen parkenden Wagen an. Einen unscheinbaren grauen Austin, wie sie zu Zehntausenden die Straßen Londons verstopften.

Schon brummte der Motor auf, und das Gefährt setzte sich in Bewegung. Zamorra spurtete umsonst. Er konnte den Wagen, der mit heulenden Pneus auf den Dudan Square losraste, nicht mehr erreichen. Und wie der Satan es haben wollte — die Sackstraße war mit einem Male belebt. Zamorra konnte keinen Schuß mehr riskieren. So eine Parabellum konnte einen furchtbaren Schaden anrichten.

Dem Dämonenjäger blieb nichts anderes übrig, als hinter dem Flüchtigen herzufluchen. Das verschaffte zumindest seinem Groll Erleichterung, auch wenn es nichts mehr half.

Die Chance, einen wichtigen Mann, vielleicht sogar den Drahtzieher eines eventuellen Geheimbundes zu entlarven, war vertan.

Auf dem Rückweg begegnete er Jake Brabham. An Zamorras Gesichtsausdruck las er unschwer ab, daß ihnen Kurulu vorerst

entwischt war. Ein Achselzucken war sein, einziger Kommentar.

Zusammen stiegen sie zum Souterrainladen hinunter. Nicole verzichtete ebenso wie Norna de Brainville auf überflüssige Fragen. Der Unordnung nach, die die beiden Frauen inzwischen gestiftet hatten, waren sie schon dabei, Kurulus seltsame Apotheke auf den Kopf zu stellen.

»Habt ihr irgendetwas von Bedeutung gefunden?« wollte Zamorra wissen. Die Frauen schüttelten einhellig ihre Mähnen. Auch der Dämonenjäger glaubte nicht mehr, daß sie auf irgend etwas Interessantes stoßen würden. Kurulu hätte sonst kaum so bereitwillig das Feld geräumt.

Seine Vermutung bestätigte sich. Im Licht der grellen Deckenlampen sah nicht einmal der Laden mehr geheimnisvoll aus. Nichts als wertloser Plunder war in den Regalen und Stellagen gestapelt. Wertvoll waren all diese Pülverchen und Salben, die getrockneten Kröten und die Baskoswurzeln allenfalls für gläubige Chinesen, die sich von diesen Mittelchen die Heilung ihrer Zipperlein versprachen und fest daran glaubten.

Die Durchsuchung der hinteren Kammer ergab genauso wenig. Nur — Zamorra behielt mit seiner Vermutung recht — die Einrichtung konnte den asiatisch geprägten Geschmack seines Bewohners nicht verleugnen.

Professor Zamorra wurde erst stutzig, als er in einer Ecke der winzigen Kammer einen Hausaltar entdeckte. Blüten verwelkten vor einer handlangen Statuette. Der Geruch von Räucherstäbchen hing noch in der Luft.

Der Dämonenjäger nahm die kleine Figur von ihrem Sockel. Es bestand kein Zweifel an ihrer Echtheit.

Die Statuette war aus Jade geschnitzt und trotz ihres ungeheueren Alters prächtig erhalten. Die Zeiten hatten ihr nichts anhaben können. Jene Zeiten, die die Figur vermutlich vergessen in irgendeiner vergessenen Tempelruine im Dschungel von Kochichina verdämmert hatte, bis eine frevelnde Menschenhand sie ans Licht des Tages holte.

»Was ist damit, Professor?« fragte Jake Brabham und schaute Zamorra neugierig über die Schulter. »Irgend so ein Götze aus der Heimat von diesem Kerl?«

»So kann man’s auch sagen«, knurrte Professor Zamorra gereizt und verstaute die Figur in seiner Jackentasche. Er hatte keine Lust für lange Erklärungen und wandte sich zum. Gehen.

Vielleicht war er doch noch auf eine Spur gestoßen, die ihn zu Kurulu führte. Und damit geradewegs in die Hölle. In die Hände der Diener Satans.

***

Kurulu war zeit seines Lebens ein Abenteurer gewesen. Als gebürtigen Javaner hatte es ihn nicht lange auf der hoffnungslos übervölkerten Insel gehalten. Er war kein reinrassiger Javaner. In seinen Adern kreiste auch malaiisches und indisches Blut. Die indischen Vorfahren, angeblich aus einer berühmten Kriegerfamilie aus der Gruppe der Sikhs, hatten ihm ihren hohen Wuchs und seine Lust am Ungewöhnlichen vererbt. Gepaart mit der Schlitzohrigkeit der Inselbevölkerung hatte er alles mitbekommen, was ein Mann brauchte, um aus seiner gewohnten Umgebung auszubrechen und in einer neuen Umwelt zu bestehen.

Es hatte ihn nach Vietnam verschlagen, als in Saigon noch Geld zu holen war. Dann überrollten die Vietkongs das Land und Kurulu schaffte den rechtzeitigen Absprung nicht. Er floh in die undurchdringlichen Regenwälder von Laos und Kambodscha. Dort machte er auch jene Entdeckung, die sein weiteres Leben noch mehr und endgültig richtungsweisend verändern sollte.

Doch jetzt steuerte er den unscheinbaren, etwas schäbigen Austin zur Themse hinunter. In eine Gegend, die in Londons bunten Fremdenverkehrsprospekten konsequent unterschlagen wird, denn es war kein Staat mit ihr zu machen.

Hier war alles grau in grau. Und selbst an den hellsten und sonnigsten Sommertagen wirkten die Docks mit unbenutzten und halbverfallenen Baracken noch trist und düster. Brackiges Wasser schlug gegen abbröckelnde Molen, die wie stumpf und brüchig gewordene Zähne in das stillgelegte Hafenbecken hinausragten. Boote, halbe Wracks nur noch und von ihren ehemaligen Besitzern im Stich gelassen, dümpelten an verrosteten Ketten.

Ratten, streunende Katzen und Hunde fühlten sich hier wohl. Es roch nach altem Öl, Moder und dem Mangel an einer Kanalisation. Erst auf den zweiten Blick war zu erkennen, daß einige der fensterlosen Bauten, die die Docks nach Norden hin abgrenzten, noch bewohnt waren. Pennbrüder, Stadtstreicher und Kriminelle der niedrigsten Kategorie verkamen mit ihrer Umgebung um die Wette.

Kurulu steuerte den Austin in einen offenen Lagerschuppen. Quietschend nahmen ein paar Nager Reißaus, um sofort neugierig und hungrig aus ihren Löchern wiederzukommen. Sie umschnüffelten Kurulus Beine, und der Mann versetzte einem, der ungeliebten Tiere einen derben Tritt, der es gegen die rückwärtige Wand schleuderte.

Sofort machten sich die anderen Ratten über ihren verletzten Artgenossen her.

Kurulu sperrte den Wagen vorsorglich ab. Schon einmal war es ihm passiert, daß er ihn bei seiner Rückkunft ohne Räder und Frontscheibe angetroffen hatte. Die Gegend taugte wirklich nichts.

Doch für seine Zwecke taugte sie prächtig.

Am Holzschuppen hing noch ein gemauerter Anbau von der Größe einer kontinentalen Dorfkapelle. Der Eingang dazu war mit einer dicken Stahltür und zwei Vorhängeschlössern abgesichert. Kratzer, die vermutlich von Brechstangen herrührten, zeugten vom Interesse der »Anlieger«, die man dem Raum dahinter entgegenbrachte. Doch die Tür war massiv wie eine Stahlbetonmauer und hätte auch noch einer Stange Dynamit wiederstanden.

Kurulu holte einen Schlüsselbund heraus und schloß auf. Knarrend öffnete sich die Tür. Kurulu tastete nach einem Lichtschalter. Eine trübe, schirmlose Funzel flammte flackernd auf.

Ein Einbrecher, der bis hierher vorgestoßen wäre, wäre maßlos enttäuscht gewesen, denn mehr als die Lampe an der Decke enthielt der gemauerte Raum nicht.

Der Polynesier kauerte in einer Ecke nieder. Seine Finger suchten und fanden eine kaum fühlbare Erhebung auf dem Fußboden. Er drückte mit dem Daumen darauf, und ein leises Summen ertönte.

Unweit von ihm schob sich der Boden zur Seite und gab eine Steintreppe frei, die steil in die Tiefe führte. Dumpf hörte man das Klatschen der Wellen gegen die Kaimauern. Es war das einzige Geräusch in dieser Stille. Naßkalte Luft schlug Kurulu entgegen, doch der Kanake war daran gewohnt. Hier war der Ort, von dem aus er seinen Einsatz leiten würde.

Die Zeit war gekommen.

Der Wichtigkeit dieses Augenblicks angemessen, rasten Kurulus Gedanken kurz zurück zu jenem Tag im Dschungel, an dem alles begonnen hatte.

Er lag geduckt im Dreck des aufgeweichten Dschungelbodens. Mit verhaßter Monotonie prasselte der Monsunregen auf das Blätterdach des Waldes. Die Nässe durchdrang alles. Die Haut wurde welk und aufgeschwemmt davon. Seit Tagen hatte er keinen vernünftigen Bissen mehr zwischen die Zähne bekommen und sich von Insektenlarven und Wurzeln ernährt, hatte die verdammte Lügengeschichte hundertmal verflucht, in der erzählt wurde, daß der Dschungel seine Kinder allemal ernährt. Ihn hatte er ausgehungert. Die Rippen stachen gegen den verrotteten Stoff seines zerfetzten Khakihemdes. Die ausgefransten Hosen schlotterten ihm um die abgemagerten Waden.

Und dann die Nase noch tiefer hinein in den Morast. Er hörte ihre Schritte, wie sie durchs Unterholz brachen, wie sie sich mit pfeifenden Schnitten eines Hausmessers einen Weg durch das Lianengestrüpp bahnten.

Sie waren schon so nah, und seit zwei Tagen hetzten sie ihn bereits.

Vor drei Tagen hatte Kurulu noch einige Leidensgenossen bei sich gehabt. Gemeinsam wollten sie sich durch die feindlichen Linien bis nach Thailand durchschlagen. Schließlich waren sie einem Trupp der

Roten Khmer in die Hände gefallen.

Die sprichwörtliche Grausamkeit jener Truppe, von der in westlichen Magazinen die Rede gewesen war, erwies sich leider nicht als Gerücht. In ihrem Haß waren diese Dschungelsoldaten noch viel vertierter, als die Verfasser von Horrorgeschichten das sich je auszumalen vermochten.

Kurulu hatte ihnen geschickt den Buckel vollgelogen und ihnen jene Lügen erzählt, die sie unbedingt hören wollten. Die erste sich bietende Gelegenheit zur Flucht hatte er genutzt, und jetzt waren sie ihm dicht auf den Fersen. Sie würden ihn nicht einfach töten, wenn er in ihre Hände fiel. Sie würden ihm die Haut in Streifen schneiden und all das mit ihm machen, was seine schlimmsten Phantasiebilder ihm bereits vorgegaukelt hatten.

Deshalb steckte Kurulu seine Nase so tief in den Dreck. Er wollte sich so klein wie möglich machen und wünschte sich ans Ende der Welt. Sein Blut pochte so laut in den Schläfen, daß er das Gefühl hatte, seine Verfolger müßten das quälende Trommeln hören, als würde auf eine Pauke gehauen. Nur mehr wenige Meter und ein dünner grüner Blättervorhang trennten sie voneinander.

Kurulu hatte nicht einmal mehr ein Messer, mit dessen Hilfe er sich selbst einen gnädigen Tod hätte bereiten können.

Das Geschnatter ihrer Stimmen kam nah und näher. Er verstand ihre Worte.

»Hier ist er entlanggerobbt. Die Furche im Boden hat sich noch nicht mit Wasser gefüllt. Wir haben diesen Hund. Wir werden ihn zerstückeln, diesen räudigen Bastard.«

In diesem Augenblick verließen Kurulu endgültig die Nerven. Mit der Kraft, die einem ein letztes Aufbäumen der Verzweiflung verleiht, sprang er hoch. Sie mußten ihn jetzt bemerken. Wilde, heisere Schreie der Todesangst ausstoßend schlug er sich in ein Farngestrüpp, spürte seine zerkratzten und von Mosquitos zerstochenen Beine nicht mehr. Er kannte kein Ziel mehr, hatte keine Hoffnung. Er wollte nur laufen, rennen, weiterhetzen. Vielleicht ließ einer der Roten Khmer sich verleiten, ihm eine Kugel in den Busch nachzuschicken, und vielleicht traf die Kugel noch so gut, daß diese Höllenpein ein Ende hatte.

Vor Kurulu eine kleine Lichtung. Ein mannshoher, grasbewachsener Hügel in der Mitte. Er erklomm ihn auf allen vieren, ließ sich auf der anderen Seite wieder hinabrollen. Er versuchte erneut auf die Beine zu kommen, als die Erde unter ihm nachgab und sich öffnete.

Er fiel, und diese Zeit des Fallens schien ihm endlos, bis er schmerzhaft daran erinnert wurde, daß dieser Fall so tief gar nicht gewesen sein konnte. Dumpfes Grün leuchtete von oben durch das Loch herab, in das er eingebrochen war. Der Lauf einer chinesischen MP schob sich in die Öffnung, darüber ein gelbhäutiges Gesicht mit

hochangesetzten Wangenknochen, eine Mütze verwegen schräg in die Stirn gezogen.

Der Mann dort oben konnte hier unten nichts erkennen. Ratlosigkeit stand in seinen Augen.

Kurulu kroch weiter. Denken konnte er kaum mehr. Sein Verstand begann erst wieder zu arbeiten, als er sah, daß von oben ein Seil herabgelassen wurde. Kurz darauf folgten ganze Büschel nassen Grases. Plötzlich stank es nach Petroleum. Ein weiteres, diesmal brennendes Grasbüschel fiel herunter und steckte auch das andere in Brand. Kurulu konnte sich zurechtfinden. Ihm kam zugute, daß sich dunkle Qualmwolken der Öffnung über ihm entgegenwölkten und so den Roten Khmer die Sicht versperrten.

Das war auch der Moment, in dem Kurulu zum ersten Mal jene Stimme in seinem Inneren vernahm. Jene Stimme, die ihn seither nicht mehr losließ und ihn zum Hohenpriester Sustras weihte.

So hatte der versunkene Dämonengott sich genannt.

Sustra…

Kurulu war in Sustras irdischen Tempel eingebrochen.

Noch in derselben Nacht kam ein Trupp Roter Khmer im Dschungel nahe der kambodschanischen Grenze auf nicht weniger grausame Weise um, als sie drei Tage einige flüchtige Vietnamesen vom Leben zum Tode befördert hatten.

Ein Unrecht hatte seinen Ausgleich, gefunden, und gleichzeitig war der Nährboden für eine Serie gräßlicher und unglaublicher Verbrechen gelegt worden, die sich weitab im fernen London ereignen sollten…

Kurulu setzte seinen Fuß in die Gruft, die er dem Dämonengott in der Abgelegenheit eines stillgelegten Docks geschaffen hatte.

***

Professor Zamorra hatte keine Schwierigkeiten, bis zum Krankenzimmer Judy Pembrokes vorzudringen. Dort allerdings stand ihm ein unübersehbares Hindernis in Gestalt eines zweimeterhohen Polizeisergeanten entgegen, der ihn mit verschlossener Miene musterte.

»Niemand erhält hier Eintritt«, sagte er mit brummigem Baß, noch ehe Zamorra sich vorstellen konnte, und widerlegte damit zumindest für seine Person die Mär vom ewig freundlich lächelnden Londoner Bobby.

»Aber das ist doch Miß Pembrokes Zimmer?« fragte Professor Zamorra unschuldig und ließ den Blumenstrauß sehen, den er in einem Laden unten in der Halle gekauft hatte.

Der Blick des Sergeanten bekam etwas Verdutztes. Er legte seine Stirn in angestrengte Falten und nickte. Zamorras sicheres Auftreten

brachte ihn aus dem Konzept.
»Ja, aber…«
»Dann bin ich doch richtig!« hakte der Dämonenjäger sofort nach. »Ich möchte die Blumen Miß Pembroke selbst übergeben.«
Endlich besann sich der Bobby wieder auf seine Pflichten. Seine Mimik wurde noch abweisender als zuvor. Professor Zamorra rang sich zu der Erkenntnis durch, daß der Türsteher von der irischen Insel stammen mußte und ihm den Eintritt mit Klauen und Zähnen verwehren würde, weil er einen entsprechenden Befehl erhalten hatte. Mit gedrechselten Worten war hier kein Blumentopf zu gewinnen.
In diesem Augenblick wurde von der anderen Seite gegen die Tür geklopft, und der Sergeant trat zur Seite, nahm Haltung an.
Professor Zamorra fiel ein Stein vom Herzen, als er den Mann erkannte, der in den Flur heraustrat. Er hatte mit ihm ein paar Stunden der letzten Nacht verbracht. Intendant Detektive Mirror bearbeitete den Fall der versuchten Entführung, wie das Vorkommnis der vergangenen Nacht in den Polizeiakten genannt wurde.
Der Kriminalpolizist steckte Zamorra sofort freundlich die Hand entgegen.
»Unser Held läßt sich wieder einmal sehen?« meinte er jovial und schüttelte dem Dämonenjäger halb den Arm aus dem Schultergelenk. War Mirror auch ein Ire? »Dieser Bursche geht in Ordnung«, fuhr er an den Sergeant gewandt fort. »Mister Zamorra hat unserer kleinen Kronzeugin vermutlich das Leben gerettet.«
Der Sergeant versuchte noch eine Spur zackiger auszusehen und hob für Zamorra sogar die Handkante gegen den Helm.
»Ihre Aussagen haben Ihnen genützt?« wollte Zamorra wissen. »Konnte der Mann identifiziert werden, der in Miß Pembrokes Zimmer eingedrungen ist?«
Detektive Mirror nickte stolz, als wäre dieser Umstand seiner kriminalistischen Feinarbeit zu verdanken.
»Den Namen des Mannes kennen wir jetzt. Ich verrate Ihnen auch kein Geheimnis, wenn ich ihn Ihnen mitteile. Er kam bereits heute in den Vormittagsnachrichten.«
Jetzt ahnte Zamorra auch, warum dieser Kurulu so plötzlich Sehnsucht nach einer schnellen Luftveränderung verspürt hatte. Gleichzeitig erhärtete die Flucht des Polynesiers Zamorras anfänglichen Verdacht, der Asiate wäre auf irgendeine vertrackte Art auch in den Überfall auf die Barrel Trust Bank verwickelt.
»Ich hatte noch keine Gelegenheit zum Nachrichtenhören«, antwortete Zamorra wahrheitsgetreu. »Wie heißt der Mann?«
»Hark Marner«, antwortete der Detektive. »Leider haben wir ihn noch nicht. Doch die Fahndung nach ihm läuft auf Hochtouren.« Dann verdüsterte sich das runde Gesicht des Kriminalbeamten etwas. Er

schien zu rätseln, ob er Zamorra mit einer weiteren Neuigkeit bedienen solle oder nicht. Er überwand sich dazu.

»Seine Kumpane haben wir schon. Sie hießen Jerry Winter und Smitty Lowdon.«

»Sie hießen…?«

Wieder nickte der Detektive. Es war eine traurige Geste. »Ja. Sie sind nämlich tot. Alles weist darauf hin, daß unser Mann ihr Mörder war. Vermutlich sind sie wegen der Beute in Streit geraten. Doch…«

»Ja?« fragte Zamorra interessiert. Der Detektive wußte noch mehr, wollte es jedoch nicht mehr sagen. Schließlich seufzte er und entschloß sich doch zu einer ausführlicheren Antwort.

»Die Geschichte ist nicht ganz sauber. Ein Mord ist natürlich niemals sauber. Ein Doppelmord noch weniger. Aber einige Umstände geben uns eben schwer zu denken. Sie sind fast so mysteriös wie die Begleitumstände des Bankraubs.«

Professor unterbrach jetzt nicht mehr. Er sah den Detektive nur abwartend an. Intendent Mirror hob die Schultern und ließ sie wieder fallen.

»Hark Marner hat seine ehemaligen Kumpane mit einer kaum zu überbietenden Bestialität ermordet. Die Einzelheiten erspare ich mir und Ihnen. Doch nach den Fingerabdrücken, die wir an beiden Tatorten fanden, besteht kein Zweifel, daß die beiden Morde auf Marners Konto gehen. Und das verstehen wir eben nicht. Abgesehen davon, daß Marner, Winter und Lowdon immer nur kleinere Dinge gedreht haben, waren sie auch noch als dicke Freunde bekannt. Inzwischen zerbricht sich unser Polizeipsychologe darüber den Kopf, ob die Gier nach einer ungeteilten Beute einen Menschen derart verändern kann. Unter normalen Umständen sicher. Jedoch…«

»… die Beute wurde ebenfalls wieder aufgefunden«, ergänzte Professor Zamorra. Der Detektiveintendent schaute überrascht auf.

»Ich habe nur laut gedacht«, sagte Zamorra schnell.

Er brauchte keinen Polizeipsychologen, um zu wissen, wie und warum Hark Marner sich verändert hatte. Hark Marner war selbst zum Dämon geworden.

Zamorra entschuldigte sich hastig und ließ den Kriminalbeamten auf dem Krankenhausflur stehen. Erst auf der Straße bemerkte er, daß er den für Judy Pembroke bestimmten Blumenstrauß immer noch in der Hand hielt.

***

Hark Marner trug keinen blutverkrusteten Trenchcoat mehr. Der schwamm schon längst in der Sowe, die unweit des internationalen Frachthafens in die Themse mündet.

Als er eine der schmalen Gassen ansteuerte, war der Mann, der einst

Hark Marner gewesen war, nicht mehr allein.

Zwar hatte sein Plan, den mörderischen Reihen eine Frau hinzuzufügen, nicht geklappt, doch anderswo war er erfolgreich gewesen. Sie waren jetzt zu acht. Zehn mußten sie werden. Und ein Mädchen mußte dabeisein.

Der von keinem Meteorologen berechenbare Himmel über der Millionenstadt hatte sich weiter eingetrübt. Im Smog schwammen Nebeltropfen und verdichteten ihn zu einem Gemisch, das sich kaum mehr atmen ließ.

Den acht Gestalten, die Hark Marner anführte, machte das nichts aus. Denn sie atmeten nicht mehr. Ihre Gestalten waren nur mehr leere Hüllen mit tödlichen Verwundungen, die das Wesen in Marners Körper ihnen zugefügt hatte.

Sie mußten die breiten Straßen und die Plätze scheuen, denn einige der lebenden Leichen waren gräßlich entstellt.

Ihre Gesichter wären den Archivaren von Scotland Yard bekannt vorgekommen, denn sie befanden sich ausnahmslos in den Verbrecherkarteien.

Da war einmal John Rill er, der wegen Totschlags acht Jahre und wegen dreier, nicht nachweisbarer Morde nicht gesessen hatte. Dann die Messerstecher und Raubmörder Jack und Gordon Hollow. Brad Crews hatte zu Lebzeiten und zu seinem Vergnügen kleine Kinder umgebracht, und auch der Sadist Brian Crachers fehlte nicht. Denn außer dem Mädchen, das sie noch brauchten, mußte jeder von Sustras künftiger Gefolgschaft eine Mordtat auf dem Gewissen haben. Die Riten schrieben das vor.

Sustras Ziel war fast erreicht. Greifbar nah. Noch ein weiterer Mörder in seiner Gefolgschaft und dazu noch irgendein Mädchen, das sich bisher keiner Verbrechen schuldig gemacht hatte.

Dann würde keine Macht dieser Welt ihn mehr daran hindern können, sein Schreckensreich zu errichten.

Auch nicht der Mann mit dem Amulett, das Sustra zu des Dämons eigenem Erstaunen daran gehindert hatte, mit der weiblichen Beute der ersten Nacht davonzuziehen.

***

Nicole hatte Zamorra in ihrer Hotelsuite erwartet, und sie hatte dabei wie auf Nesseln gesessen. Es vertrug sich nicht mit ihrer Neugierde, daß ihr Chef und Geliebter es bisher vermieden hatte, auch nur einen Ton über die grüne Statuette zu verlautbaren.

Sie stand auf dem Spiegeltisch. Zamorra hatte sie mit der Kette des silbernen Amuletts umwunden.

Fast eine Stunde hatte Nicole Duval damit verbracht, die Statuette nur anzustarren. Nun saß jede Einzelheit in ihr fest. Wenn sie die

Augen schloß, sah sie die Figur noch vor sich.

Sustras und seines Erfüllungsgehilfen Kurulu ursprünglicher Plan, die Illusionistin als ihr Werkzeug zu gewinnen, indem sie dafür sorgten, daß sie in den Besitz des Buches Chatelneau kam, war fehlgeschlagen. Die Illusionistin hatte der Versuchung widerstanden, die gefährlichen Zeremonien einzuleiten und sich damit begnügt, das durch die Schrift erworbene Wissen zu einer einfachen Verwandlung zu mißbrauchen.

Ebenso wie den Verkauf des geheimen Wissens.

Schließlich hatte der Dämon sich entschlossen, sich selbst verkaufen zu lassen, um so aktiv werden zu können. Kurulu brauchte er noch. Ein lebender Mensch mußte die Weihen vollziehen, die ihm zu seiner wahren Widernatur zurückverhelfen würden.

Zwanzig Zentimeter hoch, schlank und schmal. Der monströse Schädel nahm fast ein Drittel ihrer Größe ein, und dieser Schädel war das Faszinierendste, was Nicole in der letzten Zeit zu Gesicht bekommen hatte.

Er ähnelte dem eines Menschen nur entfernt und war tropfenförmig. Zur Brust hin lief der Kopf spitz zu. Darüber eine kreisrunde Mundöffnung mit wunderbar ausgearbeiteten Zähnchen, die im Schlund wie ein Zahnkranz sichtbar wurden. Man war versucht, den Finger in diese Öffnung zu stecken und hatte doch gleichzeitig Angst, daß man ihn dann nicht mehr herausziehen könnte.

Anstelle der Nase saßen nüsternförmige Gebilde. Vier an der Zahl. Der größere und runde Teil des Tropfenschädels war mit Augen geradezu bestückt. Das größte saß genau dort, wo man die Stirn annehmen mußte. Es war auch nur aus Jade geschnitzt, und eine modebewußte Frau wie Nicole wußte zwar, daß Jade allenfalls schimmern, aber niemals glitzern konnte.

Doch dieses größte Auge funkelte förmlich in einem geheimnisvollen Feuer, obwohl die Höhlung keinen Stein enthielt. Nicole fand, daß es ausgesprochen bösartig glitzerte, und jedesmal, wenn sie sich aufs neue in seinen Anblick vertiefte, wiederholte sich dieses Kribbeln auf ihrer Haut. Es war jedoch kein angenehmes Gefühl.

Nicole fuhr hoch, als der Schlüssel im Schloß sperrte. Zamorra hatte sich an der Rezeption einen zweiten aushändigen lassen.

»Du siehst nicht gut aus, Chef«, sagte sie. »Die Ränder unter deinen Augen sind groß wie Spiegeleier.«

Professor Zamorra versuchte ein zaghaftes Grinsen. Es mißglückte. Die Sorgen standen ihm offen ins Gesicht geschrieben. Er nahm den Hut ab und warf ihn auf eines der breiten Betten. Nicole sprang auf und half ihm aus dem Mantel.

»Sind wir weitergekommen?« fragte sie.

»Hat Jake Brabham inzwischen ange rufen?« antwortete Zamorra mit einer Gegenfrage.

Nicole schüttelte den Kopf. »Der Apparat blieb den ganzen Nachmittag über stumm wie ein Fisch.«

Zamorra ließ sich in einen bequemen Sessel fallen und streckte die Beine weit von sich.

Sein Blick fiel auf die Statuette auf dem Spiegeltisch und seine Miene verhärtete sich noch mehr. »Auch an unserem Freund ist dir nichts weiter aufgefallen?«

»Nein«, antwortete Nicole. »Er ist mir lediglich unheimlich. Mir graust vor ihm, um ehrlich zu sein.«

»Mir auch«, meinte Zamorra. »Wenn das eintrifft, was ich befürchte, dann gnade uns Gott. Und dieser Stadt dazu.«

Nicole kauerte zu Füßen Zamorras nieder und begann, ihm die Knie zu streicheln. Das tat sie manchmal, wenn ihre Neugier ins Unermeßliche gestiegen war und sie ihrem Chef Informationen entlocken wollte.

»Okay, okay«, brummte Zamorra prompt. »Bisher war nur noch keine Zeit, um dir reinen Wein einzuschenken, mein Herz. Aber mittlerweile bin ich ohnehin nur zum Warten verdammt. Dann kann ich dir auch sagen, was ich über Sustra weiß. Es ist wenig genug.«

»So heißt unser Freund aus Jade?«

»Nur eine Abbildung von ihm. Das Amulett habe ich ihm hur für alle Fälle umgehängt. Die Figur ist über 4000 Jahre alt. Aber ich beginne wohl besser von vorne.«

»Es hängt mit dem Buch Chatelneau zusammen, nicht wahr?«

»Ja. Ein französischer Forscher dieses Namens hat im Jahr 1856 im Dschungel des heutigen Ostkambodscha unweit der vietnamesischen Grenze einen von Pflanzen überwucherten Tempel entdeckt. Damals wußte man von der Kultur der alten Khmer noch gar nichts. Man vermutete eher, daß die Bevölkerung einer neueren Stadt einer Seuche zum Opfer gefallen ist und ihre Stadt deshalb in Vergessenheit geriet. Auch reichten damals die technischen Mittel noch nicht hin, im Dschungel Ausgrabungen größeren Stils in Angriff zu nehmen, wie man das in Ägypten und zwischen Euphrat und Tigris bereits tat. Dazu kamen im Dschungel noch Gelbfieber und Malaria, die unter den Arbeitern erbarmungslos aufgeräumt hätten. Deshalb beschränkte sich François Chatelneau darauf, einige Funde mitzunehmen. Viel war es nicht. Doch es befanden sich drei Bücher unter ihnen. Dabei spreche ich nicht von Büchern im herkömmlichen Sinn. Es waren Rollen aus gegerbter Menschenhaut, aber auch das wußte Chatelneau noch nicht. Ein Exemplar der Bücher, die bis vor kürzester Zeit nicht entziffert werden konnten, ging verschollen, eines ersteigerte ich in Paris als Rarität, denn der tatsächliche Wert wurde erst bekannt, als die Schrift entziffert werden konnte. Das war vor drei Jahren. Eine Chatelneauabschrift hatte es nach den USA verschlagen, wo an der

Seattle Mountain University Studenten ein Computerprogramm entwickelt hatten, das unter Zuhilfenahme vergleichender Häufigkeitsreihen alte Schriften entziffern sollte. Heraus kam dabei das Alphabet der alten Khmer. Eine komplette Übersetzung des Chatelneau-Buches, wurde meines Wissens nach nie geliefert. Aber ich habe eine angefertigt. Sie ist mehr oder weniger gelungen und natürlich mit einer Unmenge von Fehlern behaftet. Du kannst dir vorstellen, daß ich aus allen Wolken fiel, als Norna de Brainville mir letzte Nacht eine hektographierte Übersetzung in modernem Englisch vor die Nase setzte.«

Zamorra stand nach diesem Monolog auf und schenkte sich einen Drink ein.

Ein Blick auf die Uhr sagte ihm, daß es auf sechs Uhr abends zuging. Draußen begann es bereits zu dunkeln.

»Und weiter?« fragte Nicole begierig. »Dieses Buch handelt von Sustra?«

»Hm«, brummte Zamorra und starrte die Figur auf der Kommode feindselig an. »Sustra war nur einer von vielen Göttern, der alten Khmer. Es würde zu weit führen, dir die ganze Mythologie dieses Volkes auseinanderzusetzen. Sie ist obendrein noch gar nicht ganz bekannt. Aber soviel steht fest: Es gab damals die geheime Sekte der Sustra-Jünger. Von den Priestern der herrschenden Staatsreligion wurden sie verfolgt. Der Sustrakult war auf wenige Anhänger begrenzt und wurde immer nur im Untergrund ausgeübt. Tempelinschriften im inzwischen freigelegten Angkor und die Funde von Schrifttafeln zeigen uns, daß die Khmer über die wahre Natur Sustras selbst nicht richtig Bescheid wußten oder von ihren Herrschern absichtlich darüber im Unglauben gelassen wurden. Wir wissen erst aus der Übersetzung des Buches Chatelneau, daß Sustra tatsächlich ein Dämon ist, der im Zaum gehalten werden mußte. Der Vergleich mit einer Atombombe hinkt zwar, aber in diesem Zusammenhang hast du sicherlich schon von der sogenannten kritischen Masse gehört: Übersteigt die Zahl der durch Spaltung entstandenen Neutronen die der absorbierten und nach außen entweichenden, so…«

»Herrgott!« unterbrach Nicole entrüstet. »Wirst du mich damit in Ruhe lassen? Ich glaube dir auch so. Habe ich dich richtig verstanden, wenn du diesen Dämon mit einem Atom-Meiler vergleichst der in die Luft geht, wenn man ihn nicht richtig behandelt?«

»Prächtig«, brummte Zamorra. »Genau das wollte ich sagen. Sustra kann von Menschen, die mit ihm umzugehen verstehen, vor den Karren dieser Menschen gespannt werden. Das ist schlimm genug, und Norna de Brainville hat ein Experiment gewagt, für das ich ihr am liebsten die Ohren lang gezogen hätte. Sustras kontrollierte Kräfte waren aller Wahrscheinlichkeit nach auch beim Überfall auf die Bank

im Spiel. Hast du Sustras Augen gezählt, Nicole?«

Die junge Frau schaute ihren Chef wegen des scheinbaren abrupten Themawechsels überrascht an.

»Es sind zehn«, fuhr Zamorra fort. »Sie stehen für die zehn Leben dieses Dämons. Man darf ihm in gewissen Zeitabständen immer nur eine gewisse Anzahl von Menschenopfern bringen, wenn man nicht die Kontrolle über ihn verlieren will. Ich wage nicht auszudenken, was passiert, wenn…«

Zamorra ließ den Satz unvollendet. Sein Schweigen war beredt genug.

»Können wir etwas dagegen unternehmen?« fragte Nicole leise und ängstlich.

»Wir könnten uns ins nächste Flugzeug setzen und so viele Kilometer wie möglich zwischen uns und London bringen«, antwortete Professor Zamorra bitter und goß sich das Glas ein weiteres Mal voll.

***

Ralph Bela war das, was man einen smarten Jungen nennt. Doch das traf nur auf sein Äußeres zu. Seine Weste war in Wirklichkeit dreckiger als ein achtzigj ähriger Kalahari-Buschmann, der sein ganzes Leben lang keinen Tropfen Wasser an seinen Körper hatte gelangen lassen.

Der junge, smarte Mann war ein Killer. Er arbeitete auf Kontraktbasis, und die Zeiten, in denen er seinem Job für lausige fünfhundert Pfund pro Auftrag nachgegangen war, waren endgültig vorbei. Sein Preis war mit dem Ansehen gestiegen, das er mittlerweile in der Branche genoß.

Im Rückspiegel seines italienischen Sportwagens prüfte er den perfekten Sitz des Krawattenknotens und war mit sich zufrieden. Ein achtundzwanzig jähriger Mann, ein Frauentyp mit schwarzgelocktem Haar und einem kessen Bärtchen auf der Oberlippe schaute ihm im Licht der Armaturenbeleuchtung entgegen. Ralph Bela drehte den Spiegel so, daß er die Straße hinter ihm wieder im Blickfeld hatte und startete den Motor.

Er freute sich am satten Brummton und am Andruck, der ihn beim Starten in den Schalensitz preßte. Immer, wenn er sich auf den Weg machte, einen Auftrag zu erfüllen, erfaßte ihn diese Hochstimmung. Manchmal ließ sie ihn vermuten, er würde langsam verrückt, doch dann schob er diese Gedanken wieder weit von sich.

Ralph Bela hielt sich so normal wie seine Opfer und wie seine Auftraggeber. Anwandlungen dieser Art überwand er schnell. Er tat seine Arbeit. Nichts sonst. Die Leute, die er für Geld tötete, kannte er nie näher.

Er wußte von ihnen nur, was er selbst über sie herausgefunden hatte.

Wie sie ihre Tage verbrachten, welche Gewohnheiten sie hatten, welche Marotten.

Dann suchte er sich einen günstigen Zeitpunkt und einen günstigen Platz aus und kassierte wenig später die zweite Hälfte seines Honorars.

Warum Harold Snyder sterben sollte, interessierte den smarten jungen Mann nicht. Fragen brachten nur Wissen, und Wissen war mitunter gefährlich. Man lebte weniger aufregend, wenn man nicht zu viel wußte.

Es reichte ihm vollauf, daß ihm bekannt war, Harold Snyder würde genau um 19 Uhr am Pier 6 des Sowe-Hafens auftauchen, um dort ein Schiff zu besuchen, das er nie erreichen würde.

Weil Ralph Bela ihm eine Kugel in den Weg legte.

Der Killer nahm den Fuß vom Gaspedal, weil einerseits der Verkehr zur Innenstadt hin dichter wurde und auch der Nebel undurchdringlicher. Es war nicht mehr weit zur Themse.

Ralph Bela freute sich auf den Abend mit Suzanne. Er hatte das Mädchen gestern in einer Bar kennengelernt, und heute sollte die Festung fallen. Sie hatte »ja« zu einem gemeinsamen intimen Abendessen gesagt.

Hoffentlich verspätet sich dieser Snyder nicht! schoß es Ralph Bela durch den Kopf. Der Tisch im »Troubadour« ist schon bestellt.

Die Innenstadt und ihre vielstöckigen Verwaltungsgebäude, die bei Tag das Londoner Stadtbild verschandelten, blieben links liegen, versanken irgendwo im Nebel, der sich wie ein nicht greifbarer Schwamm, aber genauso feucht, über das Häusermeer gelegt hatte. Die Gebäude wurden zusehends flacher, ärmlicher. Die naßschwarz glänzenden Straßen waren wie leergefegt. Warme Lichter aus den Pubs spiegelten sich im Asphalt.

Ralph Bela fürchtete um seinen Anzug und um seine Bügelfalten.

»Zum Glück regnet es wenigstens nicht mehr«, murmelte er und strich sich mit einer Hand über das frischgewaschene Haar. Es duftete nach einem herben Männerparfüm, von dem Suzanne schon gestern kichernd behauptet hatte, es würde sie ungemein erregen.

Ralph Bela lächelte geschmeichelt, überquerte den Dudan Square und bog in die Sand Street ein.

Dort überholte er eine Gruppe verlotterter und wankender Gestalten. Er zählte acht Männer und verzog mißbilligend sein gutgeschnittenes Gesicht.

»Man sollte sie alle in die Themse werfen«, meinte er bei sich und beachtete die Penner nicht weiter. Er war kurz vor seinem Ziel.

Der Killer stellte den Wagen ab. Draußen im Nebel tuckerte ein Diesel. Die wenigen Kugellampen hatten milchigweiße Lichthöfe. Für die Jahreszeit war es schon viel zu früh dunkel geworden.

Ein rascher Blick auf die Uhr.

Snyder mußte in spätestens zehn Minuten hier vorbeikommen.

Ralph Bela brauchte kein Licht für das, was jetzt folgte. Der kleine schwarze Koffer lag neben ihm auf dem Beifahrersitz. Jeder Handgriff war hundertmal geübt, als er die Einzelteile der Browning Automatic Repetion herausnahm und sie blind zusammensetzte, bis aus den mattierten Stahlteilen eine handliche Maschinenpistole geworden war.

Er schob ein Magazin in den vorderen Griff und stellte den Hebel auf Dauerfeuer. Ralph Bela haßte Risiken. Placierte Schüsse im Nebel waren so ein Risiko. Deshalb würde Harold Snyder in einem Kugelhagel sterben.

Bela blieb im Auto sitzen. Er schaute angestrengt aus dem heruntergedrehten Seitenfenster. Wahrscheinlich brauchte er den Wagen nicht einmal zu verlassen, um Snyder zu erledigen. Die Pier war nicht breit, das Schußfeld übersichtlich.

Unübersehbar waren die acht wankenden Gestalten, die sich aus dem Nebel schälten und mit hängenden Armen näher kamen.

Bela stieß einen lästerlichen Fluch aus. Ausgerechnet jetzt mußten ihm diese Penner in die Quere kommen, und er fürchtete schon um seinen Abend mit Suzanne, denn auch Harold Snyder mußte jeden Augenblick auftauchen.

Er nahm den Lauf der BAR wieder vom Fenster und versteckte die Waffe unter dem Armaturenbrett, hoffte, daß die vermeintlichen Penner sich nicht lange aufhalten würden.

Daß sie das Kennzeichen wiedererkennen würden, machte nichts. Es war gefälscht. Außerdem sahen diese acht Figuren keineswegs so aus, als ob sie gerne mit der Polizei in Kontakt kämen, wenn in den morgigen Mittagszeitungen über den Mord an Harold Snyder berichtet wurde.

Warum machen sie denn nicht schneller! dachte Ralph Bela ungeduldig. Und jetzt erst fiel ihm auf, daß von dieser Männergruppe etwas Drohendes ausging. Die Art, wie sie auf seinen Wagen zukamen. Sie bildeten einen Halbkreis. Schwarze Schemen aus dem Dunst. Die Köpfe ihm zugewandt. Plötzlich fröstelte Ralph Bela, und das lag nicht an der nassen Kälte, die von draußen zu ihm in den Wagen kroch.

Zum erstenmal wurde ihm bewußt, daß auch er verletzbar war, daß man auch ihm den Lebensfaden abschneiden konnte. Diese Möglichkeit war ihm noch nie in den Sinn gekommen.

Er unterdrückte mühsam das Zittern seiner Hände.

Vielleicht täuschte er sich auch. Vielleicht kamen sie nur, um ihn anzubetteln. Sie wollten Zigaretten haben, ein paar Schilling für eine Flasche Fusel. Penner waren selten schüchtern.

Doch Ralph Bela begann bereits zu ahnen, daß jene Gestalten mehr von ihm wollten, als nur Feuer für ihre Selbstgedrehten. Schweißtropfen traten auf seine Stirn.

Noch knapp zehn Meter.

»Stopp!« hörte Bela sich sagen. Seine Stimme klang fremd und heiser in seinen Ohren. »Keinen Schritt weiter. Was wollt ihr von mir.«

Die Gestalten hielten nicht an. Sie marschierten weiter. Der Halbkreis, den sie gebildet hatten, schloß sich. Panik stieg im Killer hoch und pflanzte ihm einen würgenden Kloß in die Kehle.

»So antwortet doch!«

Sieben der Gestalten blieben stehen. Eine löste sich aus ihrem Rund. Sie kam genau auf den jungen, smarten Mann zu. Die Gestalt sagte nichts. Sie streckte nur die Hand aus. Die Finger waren zu Klauen geöffnet.

Noch fünf Meter.

»Stopp!« schrie Ralph Bela. Seine Stimme war schrill geworden. Schweißtropfen rannen von der Stirn in die Augen und brannten. Er hielt die Nervenanspannung nicht mehr länger aus und riß die BAR hoch, brachte sie in Anschlag.

»Noch einen Schritt, und ihr werdet alle durchlöchert!«

Die Antwort war ein hohles, hämisches Kichern.

»Schieß nur, mein Freund. Schieß nur. Und komm zu uns. Komm zu Sustra…«

»Bist du denn verrückt!« gellte Ralph Bela und hatte seinen eigentlichen Auftrag vergessen.

Es waren die letzten Worte, die der junge, smarte Killer in seinem irdischen Leben sprach.

Die Hand raste auf ihn zu, ehe er abdrücken konnté. Sie packte den Lauf der Waffe und riß sie ins Freie. Scheppernd schlug sie auf das Pflaster.

Dann kam die andere Hand dazu und legte sich über die Wagentür, zerrte kurz daran.

Der Lärm war ohrenbetäubend laut, als der Mann, der Hark Marner war, den Wagenschlag einfach vom Auto riß und ihn weit hinter sich schleuderte. Wasser klatschte auf.

Sein nächster Griff galt dem Hals Ralph Belas.

Wenig später machten sich neun Gestalten auf den Weg. Sie waren noch auf der Suche nach einem zehnten Opfer.

Es sollte weiblich sein.

***

Kurulu hatte den Nachmittag mit umfangreichen Vorbereitungen verbracht. Obwohl alles für die Stunde X präpariert war, so durfte dennoch nichts überstürzt werden, damit gewährleistet blieb, daß Sustra seine Herrschaft im Vollbesitz all seiner magischen Kräfte antreten konnte.

Der Malaie hatte fast zwei Jahre auf diese eine Nacht hingearbeitet.

Fast verblaßt waren die Erinnerungen an jene Tage, in denen er unter unmenschlichen Mühen die Drei-Meter-Statue Sustras durch den Dschungel dem Meer entgegengeschleppt hatte. Manchmal halfen ihm Träger, die getötet werden mußten, damit sie keine Geheimnisse verraten konnten.

Und dann die Odyssee durch das Südchinesische Meer, über den Golf von Bengalen, den von Schwüle überlagerten Indischen Ozean, rund um das stürmische Kap Horn. Es waren schwere Zeiten gewesen. Nur mit Sustras Hilfe hatte Kurulu sie überdauert.

Er versprach sich durchaus materielle Erfolge für die Gefahren und Abenteuer, die er auf sich genommen hatte. London hatte er aus freien Stücken als sein Ziel erkoren. Er war so erzogen worden, daß er diese Stadt als das Mekka all jener betrachtete, die ganz oben auf der Leiter stehen wollten.

Den Einsagungen des Dämons erlegen, hatte Kurulu auf dieses Ziel hingearbeitet. Seit einem halben Jahr war er in London. Er hatte Sustra diesen unterirdischen, nüchternen Betontempel besorgt und hatte auch sonst alles gemacht, was ihm aufgetragen worden war.

Ohne zu wissen, daß er letzten Endes selbst nichts als nur Opfer sein würde.

Das erbarmungswürdigste von allen. Kurulu hatte auch den ganzen Nachmittag lang an seinem eigenen Untergang und an der Auferstehung Sustras gearbeitet.

Prüfend überblickte er nochmals die Gerätschaften, die er teils aus Museen hatte stehlen müssen und teils selbst nach den Anleitungen Sustras herstellte.

Antike Schädelbohrer, Zangen, und Spiralen, wie sie nur kaum zwei Kilometer weiter im British Empire Museum aus ägyptischen Funden besichtigt werden konnten. Dazu noch Schalen aus Ton, die Kurulu selbst fertigen mußte. In die flachen Ränder waren Symbole eingekratzt, deren Bedeutung er selbst nicht kannte. Sustra hatte ihm dabei die Hand geführt.

Die Schalen waren dazu bestimmt, die Gehirne jener aufzunehmen, die Sustras Wirtskörper Hark Marner inzwischen um sich geschart hatte.

Eine Schale — die zehnte — war geringfügig kleiner. In sie sollte das Gehirn einer Frau fließen oder das eines Mädchens.

Es war die wichtigste Schale. Nur wenn sie gefüllt war, konnte Sustra darangehen, sein neues Reich zu errichten.

Kurulu sah hoch zur Statue mit dem tropfenförmigen Schädel. Neun Augen leuchteten bereits. Die Figur bestand ebenfalls aus Jade. Sie würde ihre jetzige Konsistenz verlieren und zu Dämonenplasma werden, sobald auch das Mädchenopfer gebracht war. Dann konnte der Dämon sich auch körperlich frei bewegen, konnte sich in jeden

beliebigen Menschen, in jedes Gebäude samt den Menschen darinnen verwandeln. Ja — er konnte sich an die Stelle des Big Ben ans Parlamentsgebäude setzen, und kein Sterblicher würde es je bemerken.

Kurzum — Sustras Macht kannte keine Grenzen mehr.

Der Malaie sah auf die Uhr.

19 Uhr 30.

»Hark Marner«, hatte Zeit genug gehabt.

Kurulu kniete vor der riesigen Statue nieder und senkte das Haupt. Auch wenn das zehnte Auge noch nicht glitzerte. Der Dämon hatte ihm unmißverständliche Angaben gemacht. Heute um 20 Uhr wollte er die Zeremonie für sich zelebriert haben. Kurulu rief den Dämon. Er mußte kommen.

Der Befehl stammte zeitlich gesehen von der Vornacht. Sustra hatte ihn telepathisch übermittelt.

Als er unterwegs zu Judy Pembroke gewesen war…

***

»Friday Evening News«, sagte die Lautsprecherstimme aus dem Autoradio. Es folgten Nachrichten aus dem politischen Bereich, dann waren in Liverpool Fünflinge geboren worden und schließlich sagte der Sprecher:

»Vom flüchtigen Bankräuber und Mörder Hark Marner fehlt immer noch jede Spur. Wie schon berichtet, hat der Gesuchte seine Komplizen getötet und befindet sich aller Wahrscheinlichkeit nach noch in London.«

Es folgte die Personenbeschreibung und der Hinweis, daß die nächste Polizeidienststelle benachrichtigt werden sollte, wenn der Mann erkannt würde. Bürger selbst sollten keinesfalls etwas gegen ihn unternehmen, da er als äußerst gefährlich gelte. Eine Belohnung von dreihundert Pfund war auf Hinweise, die zur Ergreifung des Täters führten, ausgesetzt.

Jake Brabham gähnte und verfluchte im stillen Professor Zamorra, der ihn noch mittags überredet hatte, Kurulus Behausung im Auge zu behalten. Norna hatte ihm seinen Wagen gebracht und war dann widerstrebend nach Gienmore Castle zurückgefahren. Zamorra erlaubte es nicht, daß sie sich einer weiteren Gefahr aussetzte, wie er sagte.

Und jetzt saß der Verlobte Norna de Brainvilles seit geschlagenen sieben Stunden hinter dem Steuer seines Wagens und beobachtete die Straße mit der verlassenen Souterrainwohnung. Nur auf die vage Hoffnung hin, daß Kurulu vielleicht zurückkehren könne.

Jake Brabham schaltete das Autoradio ab. Diese Meldung kannte er inzwischen bis zum Überdruß. Sie war seit Mittag stündlich

wiederholt worden.
Hark Marners Bild kannte er auch. Es war groß in den Mittagszeitungen zusammen mit der sensationell aufgemachten Berichterstattung über die Morde an Jerry Winter und Smitty Lowdon.
Schon 19 Uhr vorbei, dachte Jake Brabham. Noch eine knappe Stunde. Dann wollte Zamorra ihn ablösen.
Jake Brabham versprach sich nichts davon. Er hatte sich der Autorität des älteren Mannes gebeugt. Es ging eine zwingende Kraft von ihm aus, der man sich kaum widersetzen konnte. Ihm zumindest war es so ergangen. Er hatte Respekt vor diesem Mann mit den wissenden eisgrauen Augen, die einen ansehen konnten, als würde der Franzose in einem lesen wie in einem offenen Buch.
Brabham rieb sich die ermüdeten Augen, versuchte, sich zu strecken. Das linke Bein war seit einigen Minuten eingeschlafen. Er mußte sich unbedingt etwas Bewegung verschaffen.
Deshalb stieg er aus.
Das Viertel um den Dudan Square gehört nicht zu besten Gegenden Londons. Professionelle Liebesdienerinnen sprechen von ihm als dem »Hausfrauen-Strich«. Tatsächlich wurden die sternförmig auslaufenden Straßen und Gassen von Damen aufgesucht, die sich ihr Wirtschaftsgeld liebend gerne liebend aufbessern.
Einige dieser Amateurinnen hatte Jake schon von seinem Auto verscheucht, nachdem es dunkel geworden war. Eine von ihnen versuchte ihr Glück aufs neue, als Jake Brabham sich gegen seinen Wagen lehnte und sich eine Zigarette anzündete. Er vertrieb sie ein zweites Mal.
Es gab einen unschönen Wortwechsel, in dessen Verlauf Jake zwei neue Schimpfnamen kennenlernte. Die einzige Ausbeute eines langen Tages.
Doch dann zuckte er zusammen. Genauso wie die wenigen Bordsteinschwalben, die sich bei diesem Wetter im Freien aufhielten.
Die Gestalten, die die Straße herauf an rückten, waren tatsächlich nicht dazu angetan, in einem Hochgefühle aufkommen zu lassen. Sie waren zerlumpt und verdreckt. Bei einigen hingen die Hälse schief über den Schultern, als wären die Köpfe nur mangelhaft an den Mantelkragen genäht.
Doch das war es nicht, was Jake Brabham sekundenlang so aus der Fassung brachte.
Er hatte auf Kurulu warten sollen.
Doch der Anführer dieser vergammelten Horde war zweifelsfrei Hark Marner.
Jake Brabham schlenzte die angerauchte Zigarette weg und warf sich wieder hinters Steuer. Zamorra hatte ihm eingeschärft, unter keinen Umständen selbst etwas zu unternehmen, sondern ihn sofort

anzurufen, wenn sich etwas tat.

Doch es gab keine Telefonzelle in der Straße. Und Jake Brabham wollte diese seltsame Meute keineswegs aus den Augen verlieren. Er achtete besonders auf Hark Marner.

Er ging eben auf eine der kurzberockten Frauen zu, die vor ihm zurückwich und sich in einen Hauseingang drängte. Brabham wollte schon aufspringen, um ihr zu helfen, weil er ahnte, daß er in wenigen Sekunden Zeuge eines Verbrechens werden würde.

Doch dann geschah etwas Seltsames.

Die Frau, eine Rotblonde mit üppigen Brüsten, hatte den grellrot geschminkten Mund schon zu einem Schrei geöffnet, als Hark Marner plötzlich stehenblieb, als würde er an einer unsichtbaren Leine laufen, die sich jetzt straff gespannt hatte und ein Weiterkommen unmöglich machte. Seine zu Klauen geöffneten Hände blieben in der Luft hängen.

Ganz langsam senkten sich schließlich seine Arme, der Kopf sank ihm an die Brust und er machte kehrt. Auch die anderen acht drehten sich in die Richtung, aus der sie gekommen waren, und Jake Brabham verstand überhaupt nichts mehr.

Es blieb ihm nicht viel anderes übrig, als sich stur an Professor Zamorras Weisungen zu halten. Und die waren unmißverständlich.

Im Augenblick konnte Brabham nicht weg, zum Telefonieren, denn dieser gespenstische Männerzug setzte sich in Bewegung. Jake ließ den Motor kommen. Der Wagen rollte an. Im Schrittempo folgte er den neun Gestalten, die wie aufgezogen die Straße hinunterliefen. Hinein in den Nebel.

Jake Brabham gab etwas mehr. Gas, verkleinerte den Abstand.

Die Gestalten bogen nach links ab, verschwanden in einer Einbahnstraße. Brabham ließ sich vom Verbotsschild nicht abhalten. Die Männer achteten nicht auf ihn.

Doch schließlich bogen sie ein weiteres Mal ab, verloren sich in einer derart engen Gasse, daß Brabham ihnen mit dem Wagen nicht mehr folgen konnte.

Er ließ das Auto stehen und lief hinter ihnen her. Kurz blitzte die Warnung aus den Nachrichten in seinen Gedanken auf. Man sollte keinesfalls auf eigene Faust etwas gegen Hark Marner unternehmen. Der Mann sei brandgefährlich.

Aber Jake Brabham wollte das auch gar nicht. Er ahnte nur, daß ungeheuer viel davon abhing, daß er herausbekam, wohin diese Männer sich wandten. Er mußte wissen, wo ihr Ziel lag.

Er drückte sich gegen Wände und in Nischen und kam sich lächerlich dabei vor. Es war so lange her, daß er als Kind noch Detektiv gespielt hatte. Dazu kam, daß weder Hark Marner noch die anderen sich auch nur ein einziges Mal nach ihm umdrehten. Sie gingen stur wie Aufziehpuppen ihren Weg.

Jake roch die Themse und das Öl, das über dem Hafenwasser schwamm. Rechter Hand führte eine Steinbrücke über die Sowe. Das kleine Flüßchen erstickte im Müll, den die Anwohner hineinwarfen. Es stank.

Norna de Brainvilles Verlobter war kaum je in diese verwahrloste Ecke Londons gekommen. Er kannte sich hier nicht aus. Es war beunruhigend still. Der Nebel wurde noch dichter. Keine Lichter mehr, die ihm den Weg gewiesen hätten. Er war auf die Geräusche angewiesen, die die Schritte der Männer auf dem Kopfsteinpflaster schlugen.

Doch sie mußten ganz nah am Wasser sein. Jake Brabham hatte eine Taschenlampe einstecken. Bisher hatten die Verfolgten sich nicht um ihn gekümmert, obwohl sie unter normalen Umständen bemerkt haben mußten, daß er sich an ihre Fersen geheftet hatte. Aber die ganze Situation schien ihm unwirklich, gespenstisch. Seine Nackenhaare sträubten sich. Am liebsten wäre er weggerannt.

Er hörte die Männer nicht mehr gehen, sah nichts mehr von ihnen. Er stand vor einer Mauer aus klammer Kälte und aus Schweigen. Brabham mußte sich sehr zusammenreißen, um die nächsten Schritte zu wagen. Sie endeten abrupt vor einer Holzwand. Brabham stieß sich den Kopf an.

Nun nahm er doch die Taschenlampe heraus. Bisher hatten die Verfolgten keinerlei Notiz von ihm genommen. Warum sollten sie es jetzt tun?

Jake erkannte, daß er vor einem Schuppen stand. Blutspuren auf dem Boden. Andere waren darüber hinweggeschlurft, hatten sie verschmiert. Die Spuren führten in das offene Tor des Schuppens. Er sah Kurulus Austin.

Soweit hatte Jake Brabham noch gehen wollen. Aber keinen Schritt mehr weiter. Hark Marner war in diesem Schuppen verschwunden. Jetzt hörte er auch die Schritte der Männer wieder, die sich irgendwo in der Erde verloren.

Jake hielt es nicht länger an diesem Ort. Er brauchte eine Telefonzelle. Sonst gar nichts. Deshalb rannte er zurück in den Nebel, auf die nächsten Lichter zu. Schon nach rund vierhundert Metern fand er eines der roten Häuschen. Mit bebenden Fingern wählte er die Nummer des Sheraton und wurde mit Professor Zamorra verbunden. Jake konnte gerade noch los werden, wo ungefähr er sich jetzt befand und wohin Hark Marner verschwunden war, als sein Blick hinaus durch die Glastür fiel. Das Blut gefror ihm in den Adern.

»Er kommt!« schrie er in die Muschel.

»Wer kommt?«

»Marner! Ich…«

In seinem Hotelzimmer hörte Professor Zamorra einen klagenden

Schrei und das Zerbersten einer Glasscheibe.

***

Der Mann, der Hark Marner war, war allein gekommen. Er holte das leblose Menschenbündel aus der engen Zelle heraus. Schlaff hing es in seinem Griff. Die Hose ging in Fetzen, als Marner den jungen Mann herauszerrte. Splitter rissen eine tiefe Wunde in die Waden.

Ein dumpfes, befriedigtes Grollen entrang sich der breiten Brust des Dämonenwesens. Kurulu hatte es noch früh genug gewarnt. Kurulu hatte gespürt, daß sich draußen vor dem Schuppen ein Fremder herumtrieb und Hark Marner losgeschickt.

Der Hörer baumelte herunter, schlug klappernd gegen die verbliebene Rückwand der Telefonzelle. Marner hatte keinen Blick dafür.

Er packte Jake Brabham am Kragen und zog ihn hinter sich her wie einen Sack Stroh. Die Schleifspur zog sich rot zur Hafenmauer. Dort ließ Marner den Körper fallen.

Mit den Füßen schob er ihn über den Rand.

Jake Brabham verschwand in der Tiefe.

***

Zamorra kümmerte sich weder um Geschwindigkeitsbeschränkung noch um Verkehrszeichen. Die Strecke zum Dudan Square kannte er nun schon. Trotz der trüben Waschküche kam er gut voran. Nur wenige Taxen waren unterwegs.

Jakes Beschreibung war hastig, doch präzise gewesen. Er glaubte nicht, daß er den Platz verfehlen würde, von dem aus Jake angerufen hatte.

Zamorra wehrte sich dagegen, in diesen Sekunden an den jungen Mann zu denken, weil dies nicht die Stunde für Selbstvorwürfe war. Wenn Jake etwas Ernsthaftes zugestoßen war, dann konnte er auch nichts mehr daran ändern. So kalt das klang — aber hier ging es um mehr, als um einen vermutlich verletzten oder vielleicht sogar getöteten Mann. Eine ganze Stadt war in Gefahr! Womöglich ein ganzes Land!

Der Dämonenjäger schaffte die Strecke in Rekordzeit. Er fand auch die zerstörte Telefonzelle, sah die Blutspuren, die hin zur Hafenmauer führten. Und Zamorra fand die kleine Taschenlampe, die Jake entfallen sein mußte. An den Scheiben hingen noch Stoffreste seiner Hose.

Zamorr folgte der Blutspur, bis sie im Nichts endete. Er leuchtete hinab zum Wasser, doch der Lichtstrahl der Lampe reichte nicht bis hinunter zu den Wellen sondern blieb in der dichten Nebelwand stecken.

»Jake!«

Keine Antwort.
Zamorra seufzte und wandte sich ab. Er konnte dem armen Teufel nicht mehr helfen. Seit dem Anruf im Sheraton waren fast zwanzig Minuten vergangen.
Er rief sich ins Gedächtnis zurück, was Jake ihm über diesen Schuppen berichtet hatte. Es wäre nicht nötig gewesen, denn nun begann mit einem Mal das silberne Amulett Leonardo de Montagnes zu jucken und zu brennen. Ein Zeichen dafür, daß ganz in der Nähe dämonische Kräfte walteten.
Zamorra benützte das Medaillon wie einen Kompaß. Seine Ausstrahlungen wiesen ihm den Weg. In der Ferne heulte jämmerlich ein Hund. Der Dämonenjäger umfaßte sein Amulett und nahm es vom Hals. Er wollte das wunderkräftige Stück Edelmetall bei der Hand haben, wenn sein Einsatz notwendig wurde.
Und es sah ganz so aus, als wäre er nur selten stärker vom silbernen Amulett abhängig gewesen, als in dieser Abendstunde im Londoner Hafen. Er wußte nur sehr wenig von Sustras Fähigkeiten. Aber er ahnte auch, daß das Amulett ihm nichts mehr nützen würde, wenn Sustra erst wieder im Vollbesitz all seiner magischen Kräfte war.
Hoffentlich kam er nicht schon zu spät.
Zamorra atmete noch einmal tief durch. Er war zum Äußersten entschlossen.

***

Mit hoch über den Kopf erhobenen Armen stand Kurulu vor Sustras Standbild, das in Kürze wieder zu leben beginnen würde.
Wieder Erwarten hatte Hark Marner kein Mädchen oder eine Frau in seiner Gefolgschaft gehabt. Kurulu konnte nichts mehr daran ändern. Es war schon zu spät, die Zeremonie nochmals abzubrechen. Zu lange hatte er diesem Augenblick entgegengefiebert.
Vielleicht ist es ganz gut, überlegte er, wenn Sustra nicht all seine Macht zurückerhält.
Und er wußte nicht dabei, daß er damit ganz der Tradition der alten Khmer folgte, die den Dämon immer nur für ihre Zwecke eingespannt hatten. Die ihn für sie morden, brandschatzen, rauben und entführen ließen.
Auf riesigen Kandelabern brannten schwarze Kerzen, beleuchteten weich die makabre Szenerie. So ähnlich mußte es auch in den Leichenhäusern der Pharaonenreiche ausgesehen haben; in jenen Kammern, in denen Mumienmacher die Hüllen der ihnen an vertrauten Verstorbenen so präparierten, daß sie in ihren Sarkophagen und Grüften die Zeiten überdauerten.
Die Gerätschaften lagen bereit. Kurulu griff nach einem Schädelbohrer und musterte nochmals die Schalen mit den

eingeritzten Symbolen, die die Gehirne der neun lebenden Leichen aufnehmen sollten. Dahinter dann eine Bank, über die der Dämonenknecht ein rotes Tuch mit reicher Ornamentik gelegt hatte.

Die Opferbank.

Kurulu war zufrieden. Er hatte bereits die Formeln gesprochen, die gesagt werden mußten, um den letzten Teil dieses Reinkarnationsritus einzuleiten.

Er ließ einen letzten Blick über die neun Männer schweifen. Bis auf Hark Marners Gesicht waren ihre Mienen leer und ausdruckslos. Da war kein Glanz mehr in ihren Augen. Die Männer standen wächsern bleich wie Figuren in einem Kabinett.

Kurulu zeigte mit dem Schädelbohrer auf Hark Marner. »Mach du den ersten«, sagte er, und seine Stimme hallte dumpf im hohen Kellerraum wider.

Doch Hark Marner schüttelte nur den Kopf.

»Es fehlt noch jemand. Ein Mädchen. Eine Frau. Ich kann noch nicht ganz zurück in meinen Körper.«

Kurulu zog die aufgeworfenen Lippen breit.

»Ich weiß«, meinte er. »Du wirst dich zwar wieder bewegen, aber mit deinem Körper diesen Raum nicht verlassen können. Vielleicht ein andermal. Ich kann nichts mehr rückgängig machen. Meine Nacht ist gekommen, Sustra. Du wirst mich zum mächtigsten Menschen dieser Welt machen. Zusammen werden wir ein Reich errichten, und nie wird es dir an Opfern fehlen.«

Das wütende Heulen klang gleichzeitig aus Hark Marners Mund und der kreisförmigen Öffnung im Tropfenschädel der Statue, dessen großes Auge kleine Blitze wie Elmsfeuer versprühte.

»Du kannst das nicht machen, Kurulu. Du verdankst mir dein Leben.«

»… und du mir deine neue Existenz«, erwiderte der Kanake trocken. »Wäre ich im Dschungel nicht eingebrochen, würdest du jetzt noch vergessen in deinem Verlies herumstehen. Ohne Macht und ohne Einfluß.«

»Später dann?« fragte Hark Marner und legte den Kopf etwas schräg. »Du bringst selbst ein Mädchen?«

»Natürlich«, sagte Kurulu. »Später bringe ich auch noch ein Mädchen. Aber für heute ist es zu spät. Du weißt es, Sustra. Die Beschwörungsformeln, die unheiligen Mantras und Gebete — sie wirken nur wenige Stunden. Und die sind bald um. Wir müssen zusehen, daß wir vorankommen. Außerdem…« Er stockte… »ich spüre, daß wir schon wieder gestört werden sollen.«

Auch Hark Marner zuckte zusammen. Über die übergroße Jadestatue irrlichterte ein grelles Gleißen.

»Der Mann mit dem Amulett«, keuchte Hark Marner und fuhr gehetzt herum. Gleichzeitig zog er ein unterarmlanges Messer aus dem

Hosenbund. Mit ihm hatte er vier seiner »Begleiter« hingemordet. »Ich kann nichts gegen ihn unternehmen. Noch nicht. Die Kraft dieses Amuletts vertreibt mich. Ich… Kurulu… Du mußt…«

Kurulu hatte verstanden. Die Beschäftigung mit Sustra und seiner Geschichte hatte es mit sich gebracht, daß er sich intensiv mit dem Okkultismus und all seinen Erscheinungsformen beschäftigt hatte. In den Schriften, die er studiert hatte, war er auch auf das Amulett Leonardo de Montagnes gestoßen. Allerdings hatte er nie herausfinden können, wo dieses Medaillon sich befand und wer es zur Zeit in seinem Besitz hatte. Doch Kurulu wußte von seiner verheerenden Wirkung, die es auf Dämonen und Wesen aus den Schattenreichen haben konnte.

Kurz empfing er Sustras Gedanken, sah den Mann, der Hark Marner über die Dächer verfolgt und ihm die menschliche Beute wieder abgejagt hatte.

Es war derselbe Mann, der am Vormittag in seinem Domizil in Soho aufgetaucht war. Zusammen mit dem anderen, den Hark Marner inzwischen in die Themse geworfen hatte.

Schlagartig wurde Kurulu die Gefährlichkeit dieses Gegners bewußt. Er hatte es fertiggebracht, ihn hier aufzustöbern. Und er wußte über das Buch Chatelneau Bescheid. Kurulu gingen einige Zusammenhänge auf. Er mußte sich diesen Mann schleunigst vom Hals schaffen.

Gehetzt sah er sich um. Sein Blick fiel auf den Tisch, auf dem er die chirurgischen Instrumente ausgebreitet hatte. Auch ein martialisch anmutendes Steinmesser befand sich darunter. Die Klinge war scharf wie ein Rasiermesser. Kurulu nahm es auf, lauschte zur Treppe hin.

Tatsächlich — vorsichtige Schritte näherten sich dem versteckten Zugang zum unterirdischen Dämonentempel.

Mit Sustras Unterstützung konnte er noch nicht rechnen. Das wußte Kurulu plötzlich. Das Amulett würde ihm gefährlich werden.

Nicht aber ihm, Kurulu.

Er war noch ein normaler Mensch, war noch nicht vom Ungeist durchdrungen wie die Körper Hark Marners und der anderen. Er konnte sich wehren in einem Kampf Mann gegen Mann.

Er umschloß den Griff des scharfen Messers fester und schlich sich vor zur Treppe.

Der Mann mit dem Amulett würde eine böse Überraschung erleben. Kurulu grinste verbissen.

***

Ein wirbelnder Sog. Strudel aus feuerroten Wassern rissen und zerrten an seinen Händen, saugten schmatzend daran, als wollten sie ihn mitnehmen in bodenlose Abgründe aus kreisender, nasser Kälte.

Das Floß, auf dem er ausgestreckt lag, drehte sich wie wild, trieb auf

die Strudel zu. Ihm war schwindelig. Immer schneller und rasender wurden diese Drehungen. Er fühlte, wie die Fliehkraft ihn vom Floß zu drängen drohte. Er krallte sich fest, wollte den Kopf heben. Er sank zurück in eine Pfütze, die ebenso rot war wie das Wasser um ihn herum. Sie war klebrig und schmeckte süß auf seinen Lippen.

Sein Kopf fühlte sich groß an als wäre er ein preisgekrönter Kürbis. Und dieser Kürbis kullerte über das Floß, schlug wieder auf, sprang. Hatte dieser Kürbis Augen?

Schmerzen rasten ihm durch den Schädel. Als er die Lider hob, sah er nichts als Schwärze. Weg war das Rot. Nur das Schwindelgefühl hielt an.

Jake Brabham bemerkte schwach, daß seine Arme ins Wasser hingen. Die rechte Schulter noch dazu. Nur sehr allmählich kamen die Erinnerungen wieder.

Die Hand, die ihn an der Jacke gepackt und durch die zerbrochene Glasscheibe gezerrt hatte. Ein brutaler Ruck, und dann die Besinnungslosigkeit, die er kaum abstreifen konnte.

»Wo tin ich?« murmelte er. »Verdammt nochmal, wo bin ich?«

Wieder hob Jake Brabham den Kopf. Diesmal glückte es ihm, ihn oben zu behalten. Er sank nicht wieder auf die halbverfaulten, aufgeweichten Planken zurück. Jake zog die Hände aus dem Wasser und stützte sich hoch. Der Grund unter ihm schwankte. Er war naß bis auf die Haut.

Nur langsam gewöhnten sich seine Augen an das Dunkel um ihn herum. Dann sah er, daß- er in einem morschen Holzboot mit durchgebrochenem Boden lag. Von der Telefonzellenbeleuchtung oben sickerte etwas Licht zu ihm herab. Hoch ragte die Hafenmauer neben ihm empor. Kleine Wellen leckten am Bootsrumpf.

Wie er hierherkam, wußte er nicht. Vermutlich war er ins Hafenbecken geworfen worden und in diesem alten Kahn gelandet.

Dann kehrten sämtliche Erinnerungen Schlag auf Schlag und lückenlos wieder.

Er tastete nach seinem Hals. Der Nacken war angeschwollen. Dort hatte der mörderische Hieb ihn getroffen, den Hark Marner auf ihn hatte niedersausen lassen. Dieser Schlag hatte sein Bewußtsein ausgelöscht.

Doch er lebte!

Das halb im Wasser liegende Boot schwankte bedenklich, als Jake Brabham versuchte, aufzustehen. Zweimal fiel er wieder hin. Dann hatte er es geschafft. Die Schmerzen in seinem Schädel wurden erträglicher. Dafür verstärkten sich die in seinen Beinen. Ständig floß frisches Blut aus der klaffenden Schnittwunde. Jake Brabham biß die Zähne zusammen.

Zamorra!

Ob er schon da war?
Jake schätzte die Entfernung zum oberen Rand der Kaimauer ab. Sie stach schwarz aus dem Dunst. Mit seinem verletzten Bein konnte er nicht springen. Außerdem wäre das Boot unter ihm weggerutscht.
Doch wenn er schon in einem Boot gelandet war, dann mußte sich auch ganz in der Nähe ein Niedergang befinden.
Jake Brabham fand einen Strick, der gespannt zur Hafenmauer lief. Er zog sich und den morschen, lecken Kahn daran entlang. Knirschend stieß der Bug gegen die Kaimauer. Undeutlich nahm er vor sich tatsächlich Steinstufen wahr, die zur Mole hinauf führten. Vorsichtig balancierend kletterte er auf den überschwemmten Absatz, sein rechtes Bein spürte er kaum mehr. Es hing wie eine Holzprothese an ihm. Doch er konnte noch damit auftreten. Also doch nur eine Fleischwunde.
Ächzend gewann Jake Brabham Höhe. Unweit von sich die Telefonzelle. Kein Mensch in der Nähe. Doch schernenhaft machte er Zamorras Citroën davor aus. Vom Professor selbst keine Spur.
Da hörte Jake Brabham Lärm.
Er mußte aus der Richtung des Schuppens kommen, in dem er Kurulus Austin entdeckt hatte.

***

Zamorra sah den vagen Lichtschimmer von unten. Er ging langsamer. Er sah den oberen Treppenabsatz und lauschte nach vorne, nach unten, nach allen Seiten. Er war gefaßt darauf, daß ihn von irgendwoher irgend jemand ansprang.
Zamorra war dabei, sich in die Höhle des Löwen zu wagen. Er mußte mit allem rechnen. Schon Jake Brabham war die Neugierde schlecht bekommen. Zamorra wollte nicht dasselbe Schicksal erleiden. Er war auf der Hut.
Er drückte sich am Austin vorbei, geriet in die anschließende Betonkammer. Sie war matt beleuchtet, und das flackernde Licht kam von unten. Kerzen?
Das konnte ihm egal sein.
Zamorra wollte handeln, weil er handeln mußte. Das Amulett in seiner Hand strahlte, schimmerte, warf Licht aus. Es sagte ihm, daß es bald hart auf hart gehen würde. Ein Dämon hatte seine Netze ausgebreitet. Zamorra durfte sich nicht darin verfangen.
Der Dämonenjäger war vorsichtig. War er vorsichtig genug?
Oben an der Treppe blieb er stehen. Von der Stelle aus konnte er nichts sehen. Zu hören gab es auch nichts, denn nichts als Schweigen tönte ihm von unten entgegen.
Fieberhaft überlegte er, was er tun sollte. Doch ihm fiel nichts anderes ein, als seinen einmal gefaßten Entschluß kompromißlos in

die Tat umzusetzen. Er hatte weder die Zeit noch die Mittel, Verstärkung heranzuschaffen. Er würde diesen gefährlichen Weg allein gehen müssen. Seine Hand umkrampfte das Amulett Leonardo de Montagnes. Es war sein Rettungsanker in einem unbekannten Gewässer.

Es hatte wenig Zweck, sich jetzt noch auszumalen, was ihn unten vielleicht erwarten würde. Er würde es bald wissen.

Zamorra stieg die nackten Betonstufen hinab. Die Wände waren feucht. Tropfen glitzerten im Schein der Kerzen.

Dann sah er die Beine von mehreren Männern. Sie drehten ihm den Rücken zu. Konnte es sein, daß er noch nicht bemerkt worden war? Er war sehr leise gewesen. Seine Kreppsohlen verursachten keinen Lärm auf dem Steinboden.

Eng an die Wand gedrückt nahm Zamorra auch noch die letzten Stufen. Er stand starr, als er den sich vor ihm auftuenden Raum überblickte.

Die überdimensionierte Statue Sustras zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Eine Aufmerksamkeit, die er besser auf die allernächste Umgebung verwendet hätte.

So erkannte er den Schatten, der unter der Treppe hervorhuschte, zu spät. Es war nur einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß die heranrasende Messerspitze ihm nicht direkt ins Herz, sondern nur ins Schulterblatt drang. Eine Kaskade von Schmerz jagte durch seinen Körper, brachte noch die Gehirnschale zum Zucken. Der linke Arm, die linke Hand, die das Amulett umklammert hielt, wurden kraftlos. Seine Finger öffneten sich, und das einzige Mittel, mit dem er Dämonen bändigen konnte, glitt zu Boden.

Kurulu stieß ein triumphierendes Geheul aus.

Er bückte sich rascher als Zamorra, der seine Schrecksekunde nicht so schnell überwand.

Der Kanake kam hoch. Das Amulett hielt er in der einen, das blutige, aus der Wunde gerissene Steinmesser in der anderen.

Nun wandten sich auch die anderen den beiden Männern zu. Hark Marners zerstörte Züge waren in plötzlicher Freude verzerrt. Seine Kohleaugen leuchteten auf. »Laß ihn mir«, sagte er zu Kurulu. »Er ist kein Gegner mehr für mich.«

Doch Kurulu hatte Blut gerochen. Im Auftrag Sustras hatte er bereits zahlreiche Morde verübt. Ein reiner Reflex trieb ihn dazu, auch Zamorra selbst zu erledigen. Er hörte nicht auf den Besessenen. Die Hand mit dem Steinmesser zuckte vor.

Aber nun war Zamorra nicht mehr unvorbereitet. Trotz der höllischen Schmerzen in seiner linken Schulter und dem paralysierten Arm wehrte er sich gekonnt.

In den nächsten Sekunden zahlte sich aus, daß Professor Zamorra fast

genausoviel Zeit im Fitness Center seines Schlosses als in seiner Studierstube verbrachte.

Kurulu war einige Jahre jünger als Professor Zamorra, und der Professor war verletzt. Der Dämonenknecht zog daraus den Fehlschluß, er wäre diesem Mann überlegen. Sein Angriff kam überhastet und amateurhaft.

Zamorra steppte einen Schritt zurück und ließ seine Handkante wie ein Fallbeil auf den vorbeizischenden Arm Kurulus heruntersausen. Der Kanake schrie auf. Klirrend sprang das Messer über den Boden. Kurulus Arm war hinter dem Gelenk unnormal abgewinkelt.

Zamorra hütete sich sonst, so hart zuzuschlagen, doch der Kanake hatte ihm keine andere Wahl gelassen. Es ging um mehr als um den Arm eines größenwahnsinnig gewordenen Javaners. Es ging darum, zu verhindern, daß Sustra in diese Welt wiederkehrte, um hier sein Schreckensreich zu errichten.

Der Dämonenjäger versetzte Kurulu noch einen wuchtigen Tritt gegen die Kehrseite. Der Kanake raste wie eine Bowlingkugel auf die dichtgedrängten Gestalten zu, fällte sie wie die Kugel die Kegel. Ein wirrer Haufen sich wälzender Leiber lag auf der Erde. Auch Hark Marner war gestürzt.

Zamorra wußte, daß er schnell sein mußte. Er mußte unbedingt sein Amulett wiederhaben. Sonst war er dieser Meute schutzlos ausgeliefert. Den lebenden Toten machte es nichts mehr aus, wenn er ihnen Arme oder Beine brach. Sie hatten zum Teil viel größere Wunden an ihren Körpern. Einem war sogar die Kehle durchschnitten.

Dann ein dumpfes Brüllen. Es drang aus dem Knäuel. Gelber Dampf zischte auf, und Zamorra stieß einen heiseren Schrei aus. Erst als er verklang, wurde Zamorra bewußt, daß er ihn ausgestoßen hatte.

Kurulu hatte sein Amulett noch in der Hand gehabt. Und jetzt berührte er damit die Leiber der lebenden Leichen. Das Medaillon Leonardo de Montagnes entfaltete seine volle Kraft.

Zamorra sah, wie Hark Marner sich aufbäumte. Klaffend offen stand der Mund mit den schadhaften Zahnreihen. Trotzdem kam kein Ton über seine aufgeworfenen Lippen. Vielmehr stieg dieser gelbe Qualm aus seinem Mund, und dieser Qualm löste sein Gesicht auf, bis nur noch ein bleckender Totenschädel über die Schultern ragte. Der brach schließlich von den Halswirbeln und kullerte in grotesken Sprüngen auf die Statue Sustras zu, deren großes, glänzendes Auge brach und stumpf wurde wie die ganze Jadeoberfläche dieses versteinerten Dämons.

Zu Füßen der Statue zerfiel Hark Marners Schädel zu Staub. Ebenso wie die Gestalten der anderen. Zamorra brauchte nichts mehr zu tun. Die Berührung mit dem Amulett mußte eine Kettenreaktion ausgelöst haben.

Nach einer knappen Minute lag Kurulu allein auf der Erde; inmitten einer blasenwerfenden Masse, die immer weniger wurde.

Ächzend richtete der Kanake sich auf. Haßerfüllt starrte er Zamorra an. Mit einem wilden Aufschrei warf er ihm das Amulett zu. Zamorra fing es auf.

Kurulu wollte sich ein letztes Mal auf den Dämonenjäger stürzten, doch da schwankte hinter ihm Sustras Dreimeterstatue.

Zamorra konnte sich mit einem schnellen Sprung retten. Kurulu schaffte das nicht mehr.

Er wurde unter dem niederstürzenden Jadekoloß zermalmt. Sein Todesschrei ging im Bersten des Halbedelsteins unter. Eine Pulverwolke stieg auf und legte sich nicht mehr.

Zamorra wandte sich um und stieg die Treppen hoch. Er war müde.

Neben dem Austin fand er Jake Brabham. Der junge Mann hatte ein weiteres Mal das Bewußtsein verloren.

***

Zwei Tage später wurde Judy Pembroke entlassen. Nur drei Türen weiter lag jetzt Jake Brabham. Die Schnittwunden in seinen Waden mußten genäht werden. Seine Beine waren von dicken Verbänden umhüllt. Trotzdem war Jake Brabham bereits wieder guter Dinge, als Nicole und Professor Zamorra sich bei ihm zu ihrem Abschiedsbesuch einfanden. Zamorra trug den linken Arm in der Schlinge.

Neben Jake saß Norna de Brainville, die Illusionistin, am Krankenbett. Mit einem dankbaren Lächeln im Gesicht stand sie auf, als Zamorra und seine Sekretärin eintraten. Die Begrüßung verlief sehr herzlich.

Nach dem Austausch der üblichen Floskeln kam Zamorra zur Sache.

»Sie haben mir das Paket gebracht, Mademoiselle de Brainville?«

Die rothaarige Frau nickte eifrig. Sie bückte sich nach einem Aktenkoffer und ließ den Deckel aufschnappen.

»Hier ist es, Professor. Sie können es haben. Ich möchte mit dem Buch Chatelneau nie mehr etwas zu tun haben.«

Zamorra nahm den Umschlag und riß ihn auf. »Ich hatte gehofft, daß Sie sich so entscheiden würden«, sagte er und reichte das zerknäulte Papier an Nicole weiter.

Dann schlug er den Schnellhefter auf, in dem Norna de Brainville das Faksimile verwahrt hatte. Zamorra stockte.

»Das soll Ihre Ausgabe des Buches Chateleau sein?« fragte er mißtrauisch.

Norna de Brainville nickte erstaunt. »Natürlich. Wieso? Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Wann haben Sie zum letzten Mal darin gelesen?«

Die Illusionistin zuckte mit den Achseln.

»Das letzte Mal hatte ich den Hefter in der Hand, als ich ihn Ihnen zeigte.« Nachdenklich starrte Professor Zamorra auf die Blätter.

Sie waren leer…

ENDE